This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

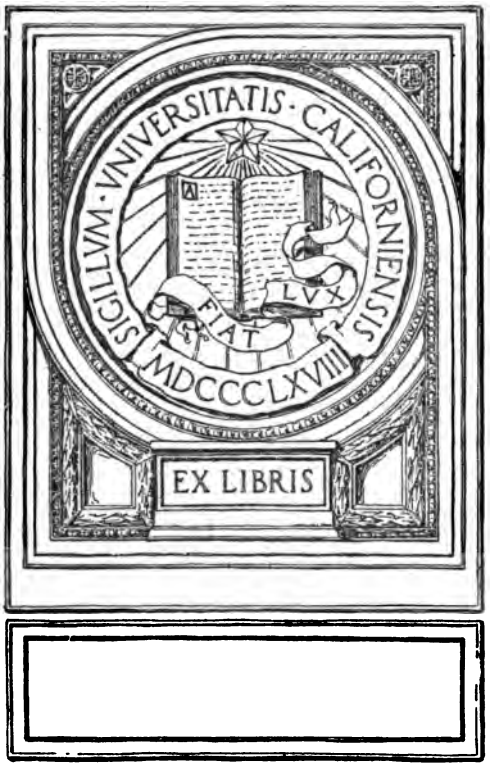
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

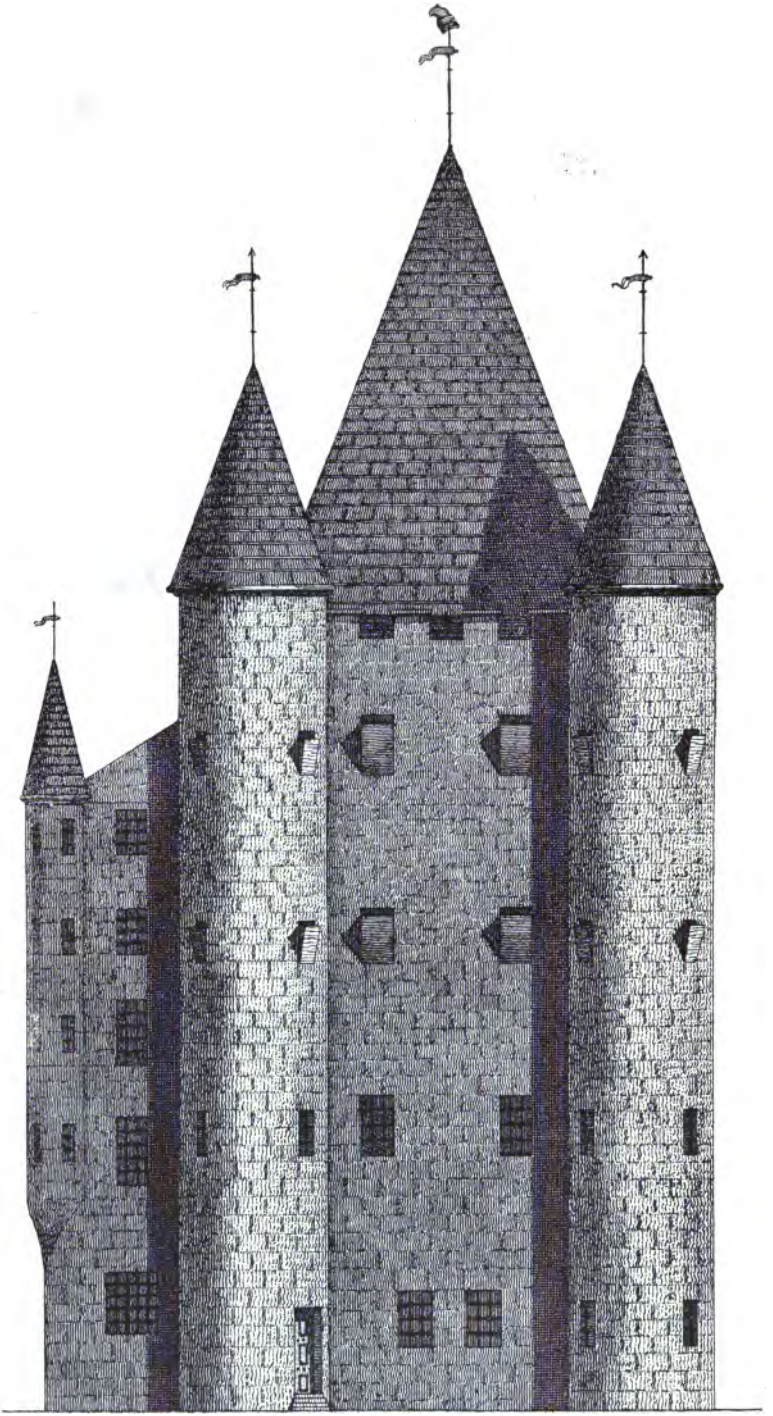
UC-NRLF
$B 83 817

Cléry.
Tagebuch
während der Gefangenschaft Ludwig XVI.


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT
LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Gefangenschaft Ludwig XVI.,

Königs von Frankreich.



Der Temple.

UNIV. OF CALIFORNIA

Tagebuch über die Vorgänge im Turm des Temple

während der Gefangenschaft

Ludwig XVI.

Königs von Frankreich.

Von

Cléry,

Kammerdiener des Königs.

Uebertragen von

Dr. **Ludwig Koehler,**

Gymnasial-Oberlehrer in Herford.

Nebst einem Bericht über die letzten Stunden dieses Königs, von seinem Beichtvater, dem Abbé Edgeworth de Firmont, und wichtigen Mitteilungen über die vier Gefangenen, welche Ludwig XVI. überlebt haben.

Mit Illustrationen und Facsimile-Briefen.

Leipzig,
Verlag von Heinrich Schmidt & Carl Günther.
1907.

DC137
.97
C65

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Oswald Mutze in Leipzig

Vorwort.

Das vorliegende Tagebuch entstammt der Feder des einzigen Dieners, welcher die unglückliche Familie Ludwig XVI. aus dem Glanze des prächtigsten Hofes von Europa in die Entbehrungen und Leiden eines düsteren Gefängnisses begleitet hat. Mit rührender Hingabe hat Jean-Baptiste Cléry, der bis 1792 Kammerdiener des Kronprinzen war, alles Leid der königlichen Familie geteilt und schien, nach deren traurigen Ausgange selbst als verdächtig eingekerkert, seine Treue mit dem Tode besiegeln zu sollen, als ihn der Sturz Robespierre's am 27. Juli 1794 aus der Haft befreite. Vier Jahre später veröffentlichte er in London die vorliegenden Mitteilungen über die Ereignisse im Turme des Temple. Im Jahre 1809 ist er, hochgeehrt von den Verwandten Marie-Antoinette's, in Hietzing bei Wien gestorben.

Die Cléry'schen Aufzeichnungen sind für ihr Gebiet an Ausführlichkeit und Zuverlässigkeit durch keine andere Quelle zu überbieten, da der aufopfernde Diener, welcher sich mit den Gefangenen selbst als Gefangener einschließen ließ, der einzige ununterbrochene Zeuge ihres Lebens war. Trotz der sich daraus ergebenden

537357

Bedeutung des Tagebuches liegt jedoch das Interesse an demselben weniger auf historischem Gebiete, denn mit der Gefangensetzung der Königs ist dessen politische Rolle ausgespielt, seine Macht reicht nicht einmal so weit, um sich und seine Familie vor der Rohheit seiner Wächter zu schützen, geschweige denn den geringsten Einfluß auf den wilden Kampf der Parteien in Frankreich auszuüben.

Der Wert des Cléry'schen Tagebuches beruht vielmehr auf den persönlichen, rein menschlichen Verhältnissen, welche es schildert. Es lehrt uns Menschen kennen und schätzen, welche in den Tagen, da sie über Millionen von Untertanen geboten, sich nur wenig Achtung und Sympathie zu erwerben verstanden hatten, es ist daher eine notwendige Ergänzung zur Beurteilung Ludwig XVI. und seiner Gemahlin Marie-Antoinette. Der Glanz, welcher beide in den ersten 15 Jahren ihrer Regierung umgab, beleuchtet nur ihre Fehler und Mängel; ihre Tugenden, ihre liebenswerten Seiten dagegen treten erst in dem Maße strahlend hervor, wie ihr Schicksal sich mehr und mehr verdunkelt.

So ist im Grunde Ludwig XVI. als König kaum ein anderer als der Gefangene im Temple-Turm. Schwerfällig, gutmütig und indolent hat er in erster Linie den Zusammenbruch seines Thrones verschuldet. Seine Gleichgültigkeit für Regierungsgeschäfte ist sträflich. Als beim Ausbruch der Revolution sein Ceremonienmeister ihm meldete, daß die Abgeordneten des dritten Standes sich weigern, seinem ausdrücklichen Befehle gemäß den Sitzungssaal zu verlassen, lautet seine Antwort: „Nun, wenn die Herren eben nicht herausgehen wollen, mögen sie darin bleiben." Aber die durch und durch passive Natur des Königs, welche in diesen Worten so recht bezeichnend zum Ausdruck kommt, in den Tagen königlicher Macht seine Schuld und sein Verhängnis, ist

in der Zeit der Trübsal seine Tugend und Stärke. Die furchtbaren Ereignisse, welche über ihn und die Seinen hereinbrechen, finden ihn keinen Augenblick schwach, stets bleibt er seinen Feinden überlegen, und mit erhabener Festigkeit und Würde tritt er die Fahrt zum Schafott an. Im Handeln schwach, im Dulden ein Held, ist sich Ludwig XVI. vor und nach dem 10. August 1792 treu geblieben, nur daß sich vorher sein schwächliches Handeln, nachher sein heldenhaftes Dulden sich mehr offenbarte.

Nicht in gleicher Weise ist das Wesen Marie-Antoinette's, der stolzen Kaisertochter, von den Ereignissen unberührt geblieben. Das innere Gleichgewicht nach dem unerhörten Sturze, welches ihr Gemahl vermöge seiner Anlagen leicht findet, gewinnt sie erst in qualvollen inneren Kämpfen. Ihre Ergebung und Ruhe ist nicht angeboren, sondern anerzwungen. In den Tagen des Glücks eine stolze, prunksüchtige Fürstin, ist sie im Unglück zur treuen Gattin und liebevollen Mutter gereift. Die Zeit ihrer tiefsten Erniedrigung ist die Zeit ihrer höchsten inneren Erhebung.

Es wäre daher ungerecht, wollte man aus dem Lebensbilde des letzten Königspaares des alten Frankreichs die vielen Züge edler und königlicher Gesinnung fortlassen, welche erst in leidvoller Gefangenschaft sichtbar wurden; einer solchen Unbilligkeit vorzubeugen war auch sicher der Wunsch des aufopfernden Verfassers der folgenden Aufzeichnungen. Möge auch die vorliegende Uebersetzung derselben dazu beitragen, seinem Streben gerecht zu werden.

Dr. Köhler.

Zur Erläuterung:

Ludwig XVI., geb. 1754, seit 1770 vermählt mit Marie-Antoinette, folgt 1774 seinem Großvater Ludwig XV. auf den Thron. 1789 Beginn der Revolution mit dem Zusammentritt der Generalstände, 1791 verfehlter Fluchtversuch, Vollendung der Verfassung und Berufung der Gesetzgebenden Versammlung. April 1792 Kriegserklärung an Oesterreich (und Preußen), 10. August 1792 Erstürmung der Tuilerieen. Tod des Königs am 21. Januar 1793.

Marie-Antoinette, geb. 1755, jüngste Tochter Maria-Theresias und Franz I., Schwester Joseph II. und Leopold II., durch ihr stolzes, prunkliebendes Wesen, und als „Oesterreicherin" und Seele der reformfeindlichen Hofpartei den Revolutionären besonders verhaßt, teilt das Schicksal ihres Gemahls; hingerichtet am 16. Oktober 1793.

Maria-Theresia-Charlotte, Tochter des Königspaares, geb. 1778, entgeht als einziges Mitglied der königlichen Familie dem Tode, wird 1795 an Oesterreich ausgeliefert, heiratet 1799 ihren Vetter, den Herzog von Angoulême, und stirbt 1851 kinderlos.

Karl Ludwig, Dauphin von Frankreich, 1785 geboren, 1793 nach dem Tode seines Vaters von der Königspartei als Ludwig XVII. ausgerufen, geht in der Gefangenschaft im Temple zu Grunde (gest. 1795).

Prinzessin Elisabeth, die 1764 geborene jüngste Schwester des Königs, allgemein beliebt und verehrt wegen ihrer edlen Weiblichkeit und Herzensgüte, wird hingerichtet im Mai 1794.

UNIV. OF CALIFORNIA

Erstes Kapitel.

Gefangennahme der königlichen Familie.

Den geschichtlichen Hintergrund für die Gewalttat des Pariser Pöbels vom 10. August 1792 bildet die sich immer kritischer gestaltende Lage der revolutionären Partei in Frankreich. Das Einrücken der preußischen und österreichischen Truppen in Frankreich und das törichte Manifest des Herzogs von Braunschweig, welcher drohte, alle Einwohner des Landes, die sich verteidigten, als Rebellen zu behandeln und Paris einer exemplarischen Bestrafung zu unterziehen, ließ die Revolutionäre nicht nur für alle ihre Errungenschaften, sondern auch für ihre Köpfe fürchten. Ihre Wut und Furcht wurde noch gesteigert durch die versteckten, aber nicht unbekannten Sympathien und Hoffnungen, welche die Royalisten den einrückenden Heeren entgegenbrachten. Auch die Weigerung des durch und durch kirchlich gesinnten Königs, den Deportationsbeschluß gegen die eidverweigernden Priester zu bestätigen, steigerte die Besorgnis der Revolutionäre vor einer baldigen gänzlichen Wendung der Dinge. Nie war die Lage in Frankreich seit 1789 so gespannt gewesen; der Gegensatz zwischen Furcht auf der einen, Hoffnung auf der andern Seite war unerträglich. In den nächsten Wochen stand für beide Parteien, Revolutionäre wie Royalisten, alles auf dem Spiele. Da beschlossen die Führer der Revolution, durch einen Gewaltstreich ihre Gegner unschädlich zu machen.

Ich habe fünf Monate lang dem Könige und seiner erlauchten Familie im Turm des Temple gedient, und es ist mir dabei trotz der Wachsamkeit der wachhabenden Munizipalbeamten möglich gewesen, teils schriftlich, teils in anderer Weise, die Hauptmomente der Begebenheiten, welche sich in diesem Gefängnis abgespielt haben, festzuhalten.*)

Wenn ich meine Aufzeichnungen zu einem Tagebuche zusammenfasse, so beabsichtige ich damit mehr, für diejenigen Material zu liefern, welche die Geschichte des tragischen Endes des unglücklichen Ludwig XVI. schreiben werden, als selbst ein geschichtliches Werk zu verfassen; dazu habe ich weder die Gabe noch das Recht.

Da ich alleiniger ununterbrochener Zeuge der schimpflichen Behandlung war, welche der König und seine Familie zu erdulden hatten, so kann ich auch allein darüber schreiben und den Sachverhalt bezeugen; ich werde mich jedoch damit begnügen,

---

*) Anm. des Übers. In der Übersetzung ist diejenige Einteilung in Abschnitte beibehalten worden, welche sich in der dem Übersetzer vorliegenden ersten Ausgabe des „Tagebuches“ (London, 1798) findet.

die Ereigniſſe in allen ihren Einzelheiten ohne Ausſchmückung, ohne Erörterung und ohne Parteilichkeit wiederzugeben.

Obgleich ich ſeit dem Jahre 1782 im Dienſte der königlichen Familie ſtand und durch die Art meiner Beſchäftigung Zeuge der furchtbarſten Ereigniſſe der Revolution wurde, ſo würde ich doch meinen Gegenſtand verlaſſen, wollte ich auch jene beſchreiben: ſie finden ſich zum größten Teile in den verſchiedenen Werken verzeichnet. Ich werde vielmehr mein Tagebuch mit dem 10. Auguſt 1792, dem ſchrecklichen Tage beginnen, an welchem ruchloſe Menſchen einen vierzehn Jahrhunderte alten Thron zertrümmerten, ihren König in Feſſeln legten und Frankreich in einen Abgrund von Unheil ſtürzten.

Ich hatte am 10. Auguſt bei dem Kronprinzen Dienſt. Schon am 9. morgens war die Erregung des Volkes ungeheuer; überall in Paris bildeten ſich Volkshaufen, und man bekam in den Tuilerien Gewißheit von den Plänen der Verſchwörer: Um Mitternacht ſollten in der ganzen Stadt die Sturmglocken läuten und darauf die Marſeillaiſer mit den Einwohnern der Vorſtadt St. Antoine ſofort zur Beſtürmung des Schloſſes ſchreiten. Da ich durch meine Tätigkeit im Zimmer des Prinzen feſtgehalten wurde, erfuhr ich nur teilweiſe, was draußen vor ſich ging; ich werde daher auch nur über die Ereigniſſe berichten, welche ich ſelbſt an dieſem Tage miterlebt habe.

Am 9. abends, um 8½ Uhr, als ich den Kronprinzen entkleidet hatte, verließ ich die Tuilerien, um zu verſuchen, die Abſichten des Volkes zu erfahren. Die Höfe des Schloſſes waren mit ungefähr 8000 Nationalgarden aus den verſchiedenſten Stadtteilen gefüllt, die gewillt waren, den König zu verteidigen. Ich begab mich zum Palais Royal; auch deſſen Eingänge waren faſt ſämtlich von Nationalgarden beſetzt, welche dort unter die

Waffen getreten waren, um zu den nach den Tuilerien vorausmarschierten Bataillonen zu stoßen, aber die angrenzenden Straßen waren mit einer durch Aufwiegler aufgehetzten Volksmenge gefüllt, deren Geschrei von allen Seiten her ertönte.

Als ich gegen 11 Uhr in das Schloß zurückkehrte und die Zimmer des Königs betrat, fand ich dort das Gefolge und die Dienerschaft in Aufregung beisammen. Kaum war ich wieder in dem Zimmer des Kronprinzen angelangt, als ich in allen Stadtteilen die Sturmglocken läuten und die Trommeln wirbeln hörte. Ich blieb bis 5 Uhr morgens mit Frau von Saint-Brice, der Kammerfrau des Prinzen, auf. Um 6 Uhr ging der König in den Hof hinab, um die dort befindlichen Nationalgarden und Schweizer zu besichtigen, welche schworen, den König zu verteidigen. Die Königin folgte mit ihren Kindern nach. Man hörte aus den Reihen der Truppen einige drohende Stimmen, aber diese wurden bald übertönt von dem tausendfachen Rufe: Es lebe der König, es lebe die Nation!

Da mir der Sturm auf die Tuilerien noch nicht unmittelbar bevorzustehen schien, so verließ ich noch einmal das Schloß und ging an der Seine entlang bis zum Pont-Neuf. Überall traf ich Ansammlungen von bewaffneten Leuten, deren Absichten nicht zweifelhaft sein konnten, da sie Piken, Heugabeln, Äxte und Sicheln trugen. Die Marseillaiser, ein Bataillon stark, kamen in größter Ordnung mit Kanonen und brennenden Lunten daher; sie forderten das Volk auf, ihnen zu folgen, „um mit ihnen den Tyrannen zu vertreiben und in der Nationalversammlung seine Absetzung zu verkündigen.“ Da ich nur zu genau wußte, was nun kommen würde, und nur an meine Pflicht dachte, so eilte ich vor und war bald wieder an den Tuilerien. Dort sah ich eine starken Haufen von Nationalgardisten in voller Auf-

lösung durch das Gartentor gegenüber dem Pont-Royal das Schloß verlassen. Auf den Gesichtern der meisten dieser Leute prägte sich tiefer Schmerz aus. „Heute morgen noch," sagten sie, „haben wir geschworen, den König zu verteidigen, und jetzt, im Augenblick der höchsten Gefahr, verlassen wir ihn!" Aber andere, die zu den Aufständigen hielten, beschimpften und bedrohten ihre Kameraden und zwangen sie, abzuziehen. So ließen sich die Gutgesinnten von den Aufrührern vergewaltigen; die strafwürdige Nachgiebigkeit, welche schon an allen bisherigen Leiden der Revolution Schuld gewesen war, war auch an diesem Tage der Anfang der Katastrophe.

Nach vielen Bemühungen, in das Schloß zu gelangen, wurde ich endlich von einem Schweizer erkannt und eingelassen. Ich eilte sofort zu den Zimmern des Königs und bat dort einen Herrn vom Gefolge, Sr. Majestät von allem, was ich gesehen und gehört hatte, Kenntnis zu geben.

Um 7 Uhr steigerte sich unsere Besorgnis infolge der Feigheit mehrerer Bataillone, welche eines nach dem andern die Tuilerien verließen. Diejenigen Nationalgarden dagegen, welche auf ihrem Posten ausharrten, ungefähr 4—500, zeigten so viel Hingebung und Mut, daß sie ohne Unterschied mit den Schweizern im Innern des Schlosses, auf den verschiedenen Treppen und an allen Ausgängen postiert werden konnten. Alle diese Truppen waren die Nacht über unter Waffen gewesen, ohne Nahrung zu erhalten. Ich beeilte mich daher, wie auch einige andere Herren vom Gefolge, ihnen Brot und Wein zu bringen und ihren Vorsatz zu stärken, nicht die königliche Familie zu verlassen. Bald darauf übergab der König das Kommando im Schlosse dem Marschall von Mailly, dem Herzog du Châtelet, dem Grafen von Puységur, dem Baron von

Vioménil, dem Grafen von Hervilly, dem Marquis du Pujet u. a. Die Hofleute und die Dienerschaft wurden, nachdem sie geschworen hatten, die Person des Königs bis zum Tode zu verteidigen, in die verschiedenen Säle verteilt; im ganzen waren wir wohl 3—400, aber ohne andere Waffen als Degen und Pistolen.

Um 8 Uhr stieg die Gefahr. Die Gesetzgebende Versammlung hatte bereits ihre Sitzung im Gebäude der Reitschule begonnen, welche an den Tuileriengarten stößt. Der König hatte schon mehrere Male hinübergeschickt, um die Versammlung auf seine gefährdete Lage aufmerksam zu machen und sie zu bitten, ihm eine Abordnung zu seiner Beratung zu senden, aber die Versammlung gab keine Antwort, obgleich der Sturm auf das Schloß unter ihren Augen vorbereitet wurde.

Kurze Zeit darauf erschienen die Vertreter des Pariser Departements und einige Magistratsmitglieder, an ihrer Spitze der damalige Syndikus von Paris, Roederer. Dieser, der sicher im Einvernehmen mit den Aufrührern stand, bestürmte den König, er solle sich mit seiner Familie in die Versammlung begeben; er versicherte, daß der König nicht mehr auf die Nationalgarde rechnen könne und daß, wenn er im Schlosse bliebe, weder das Departement noch der Magistrat von Paris für seine Sicherheit aufkommen könnten. Der König hörte Roederer ruhig an; dann zog er sich mit der Königin, den Ministern und wenigen Begleitern in sein Zimmer zurück, kam jedoch bald darauf wieder zum Vorschein, um sich mit seiner Familie in die Versammlung zu begeben; eine Abteilung von Schweizern und Nationalgardisten begleiteten ihn. Von dem Gefolge hatten nur die Fürstin Lamballe und die Marquise

von Tourzel, die Erzieherin der königlichen Kinder, die Erlaubnis erhalten, die Familie des Königs zu begleiten. Frau von Tourzel mußte, um bei dem Kronprinzen zu bleiben, ihre 17jährige Tochter allein unter den Soldaten in den Tuilerien zurücklassen. Es war jetzt gegen 9 Uhr.

Da ich gezwungen war, im Schlosse zu bleiben, erwartete ich in Todesangst die Folgen des Verhaltens des Königs; ich stand an einem der Fenster, welche auf den Garten hinausgehen. Schon war die königliche Familie seit einer halben Stunde in der Versammlung, als ich sah, daß man über den Platz vor dem Feuillantiner-Kloster vier auf Piken gesteckte Köpfe nach dem Versammlungsgebäude trug. Dies schien das Zeichen zum Angriff auf das Schloß zu sein, denn in demselben Augenblick erfüllte ein schreckliches Kanonen- und Musketenfeuer die Luft, und große und kleine Kugeln schlugen gegen das Schloß. Da der König nicht mehr darin war, dachte jeder nur an seine eigene Rettung, aber alle Ausgänge waren schon versperrt, und draußen erwartete uns ein sicherer Tod. In meiner Todesangst laufe ich hierhin und dorthin; schon sind Zimmer und Treppen mit Toten übersät. Endlich entschließe ich mich, aus einem der Fenster der Gemächer der Königin auf die Terrasse zu springen und eile über die Rasenfläche auf die Drehbrücke zu. Ein Haufen Schweizer, welche schon vor mir dorthin gelangt sind, sammeln sich dort unter den Bäumen. Da ich so zwischen zwei Feuer gerate, stürze ich zurück, um die neue Treppe nach der Wasserseite zu erreichen und von dort auf den Quai herabzuspringen, aber das fortwährende Feuer vom Pont-Royal hindert mich daran. Ich laufe weiter bis an das Tor des kronprinzlichen Gartens, wo mehrere Marseillaiser einige von ihnen ermordete Schweizer ausplündern. Einer von

ihnen kommt, einen blutigen Säbel in der Hand, auf mich zu: „Wie, Bürger, du hast keine Waffe? Hier, nimm diesen Säbel und hilf uns morden!“ Ein anderer Marseillaiser reißt den Säbel an sich. Ich war in der Tat unbewaffnet und nur mit meinem Frack bekleidet; wenn irgend etwas an mir verraten hätte, daß ich zum Schloß gehörte, wäre ich sicher nicht dem Blutbade entgangen.

Da ich sah, daß einige verfolgte Schweizer sich in einen in der Nähe befindlichen Stall retteten, so verbarg auch ich mich dort. Bald waren die Schweizer neben mir ermordet. Auf die Jammerufe der unglücklichen Opfer war aber der Besitzer des Gebäudes, le Dreux, herbeigeeilt und ich benutzte diese Gelegenheit, um in seine Wohnung zu schlüpfen, wo auch le Dreux und seine Frau, welche mich beide nicht kannten, mir gestatteten, zu bleiben, bis die Gefahr vorüber wäre. Ich hatte noch in der Tasche Briefe und Zeitungen mit der Adresse des Kronprinzen und eine Einlaßkarte für die Tuilerien, auf welcher mein Name und Stand angegeben war; diese Papiere hätten mir verhängnisvoll werden können. Kaum hatte ich Zeit gehabt, sie zu vernichten, als in der Tat ein Trupp bewaffneter Menschen in das Haus eindrang, um sich zu überzeugen, daß dort keine Schweizer verborgen wären. Le Dreux hieß mich scheinbar an Zeichnungen arbeiten, welche auf einem großen Tische lagen. Die Eindringlinge gaben daher endlich nach nutzlosem Suchen ihre Sache auf und erzählten nun Hände und Kleider mit Blut besudelt, kaltblütig ihre Mordtaten. Da ich an meinem Zufluchtsorte von 10 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags blieb, hatte ich fortwährend die Gräuel vor Augen, welche auf dem Louis XV-Platze verübt wurden; während die Männer mordeten oder den Leichen die Köpfe abschnitten,

verstümmelten die Weiber ohne das geringste Schamgefühl die Leichen und trugen Fetzen davon im Triumphe herum. Inzwischen hatte sich auch Frau von Rambaut, die Kammerfrau des Kronprinzen, die mit vieler Not dem Blutbade in den Tuilerien entgangen war, in das le Dreux'sche Haus geflüchtet, und wir hatten uns durch Zeichen verständigt, uns nicht zu erkennen zu geben. Von den Söhnen le Dreux', welche gerade aus der Versammlung heimgekehrt waren, erfuhren wir, daß der König seines Amtes enthoben sei und unter Sicht mit seiner Familie im Zimmer des Redakteurs des „Logograph" bewacht werde, so daß es unmöglich sei, zu ihm zu gelangen.

Unter diesen Umständen beschloß ich, mich zu meiner Frau und meinen Kindern zu begeben, die in meinem Landhause fünf Meilen von Paris untergebracht waren. Aber die Stadttore waren geschlossen und ich durfte auch Frau von Rambaut nicht verlassen; dennoch beschlossen wir, den Weg nach Versailles zu versuchen, wo sie wohnte. Unter Begleitung der Söhne unserer Wirtsleute machten wir uns auf, gingen über die Louis XVI-Brücke, welche mit nackten Leichen bedeckt war, die wegen der starken Hitze schon verwesten, und gelangten endlich nach mancherlei Gefahren durch eine unbewachte Bresche aus Paris heraus.

In der Nähe von Grenelle wurden wir von berittenen Bauern bemerkt, welche drohend von weitem schrieen: „Stehen bleiben! oder wir schießen." Einer von ihnen, der mich wohl für einen königlichen Gardisten hielt, legte auf mich an und wollte gerade auf mich schießen, als ein anderer vorschlug, mich nach dem Gemeindehaus von Vaugirard zu bringen. „Dort haben wir schon zwanzig," rief er, „das Schlachten wird sich dann besser lohnen." In Vaugirard kannte man die Söhne le Dreux's,

dagegen wurde ich von dem Gemeindevorsteher einem Verhör unterworfen. „Weshalb bist du nicht, da das Vaterland in Gefahr ist, auf deinem Posten? Warum verläßt du Paris? Das deutet auf böse Absichten.“ „Ja, ja,“ schrie die Volksmenge, „ins Gefängnis mit den Aristokraten, ins Gefängnis!“ „Gerade weil ich mich auf meinen Posten begeben wollte,“ antwortete ich, „habt ihr mich auf dem Wege nach Versailles getroffen; ich wohne in Versailles, also ist dort mein Posten, wie hier der eurige ist.“ Man fragte auch Frau von Rambaut aus; da aber die Söhne unserer Wirtsleute versicherten, daß wir die Wahrheit sagten, gab man uns endlich Pässe. Ich muß meinem Schöpfer danken, daß ich nicht in das Gefängnis von Vaugirard gekommen bin, wo man schon zweiundzwanzig königliche Gardisten eingesperrt hatte, denn diese wurden später nach der Abtei übergeführt und dort sämtlich am 2. September ermordet.

Auf dem Wege von Vaugirard nach Versailles hielten uns zwar alle Augenblicke Patrouillen von bewaffneten Bauern an, um unsere Pässe zu revidieren, doch konnte ich trotzdem Frau von Rambaut zu ihren Eltern bringen. Ich selbst brach sofort wieder auf, um zu meiner Familie zu gelangen.

Der Sturz, den ich bei meinem Sprunge aus dem Fenster in den Tuilerien getan hatte, die Anstrengung eines zwölfstündigen Marsches und die qualvolle Erinnerung an die erschütternden Vorgänge, welche ich miterlebt hatte, hatten mich so mitgenommen, daß ich von einem heftigen Fieber befallen wurde. Ich hütete drei Tage lang das Bett; dann aber überwand ich in meiner Unruhe um das Schicksal des Königs meine Krankheit und kehrte nach Paris zurück.

Am 13. abends erfuhr ich bei meiner Ankunft in der Hauptstadt, daß die königliche Familie, nachdem sie seit dem

10. im Feuillantinerkloſter eingeſperrt geweſen war, nach dem Temple übergeführt ſei, und daß der König zur Bedienung ſeinen erſten Kammerdiener, Herrn von Chamilly, gewählt habe, während Herr Huë, früher Zimmerdiener des Königs, den Kronprinzen als erſter Kammerdiener bedienen ſollte. Die Fürſtin Lamballe, die Marquiſe von Tourzel und Fräulein Pauline von Tourzel hatten die Königin begleitet. Die Kammerfrauen Thibaut, Bazire, Navarre und Saint-Brice waren zur Bedienung der drei fürſtlichen Damen und des Prinzen beſtimmt.

So verlor ich jede Hoffnung, meine Stellung bei dem Kronprinzen weiter bekleiden zu können, und wollte ſchon auf meinen Landſitz zurückkehren, als ich am ſechſten Tage nach der Gefangenſetzung des Königs erfuhr, daß man in der Nacht vorher alle Perſonen, welche die königliche Familie in den Temple begleitet hatten, fortgeführt und nach einem Verhör vor dem Stadtrate nach dem Gefängnis La Force gebracht habe — außer Huë, den man dem Könige zurückgeſchickt hatte. Dafür hatte Pétion, der damalige Bürgermeiſter von Paris, den Auftrag bekommen, zwei andere Perſonen zu ernennen. Ich beſchloß daher, alles aufzubieten, um meinen Dienſt bei dem Kronprinzen wieder antreten zu können, und ſuchte zu dieſem Zwecke zunächſt Pétion auf. Dieſer aber ſagte mir, daß, weil ich zum königlichen Hofe gehörte hätte, ich ſchwerlich die Genehmigung des Stadtrates erhalten würde. Ich führte dagegen Huë an, welcher ebenfalls vom Rate zum Dienſte des Königs zurückgeſchickt war. Darauf verſprach Pétion, eine Eingabe, welche ich ihm überreichte, zu befürworten, doch bemerkte ich, daß er vor allen Dingen den König von meinem Vorhaben in Kenntnis ſetzen müßte. Zwei Tage darauf ſchrieb er an Se. Majeſtät:

„Majeſtät!

Der Kammerdiener, welcher dem Kronprinzen ſeit ſeiner Kindheit zugeteilt geweſen iſt, möchte gern ſeinen Dienſt bei demſelben fortſetzen; da ich glaube, daß dieſes Anerbieten Ihnen angenehm ſein wird, habe ich ſeiner Bitte entſprochen, ꝛc.“

Der König antwortete ſchriftlich, daß er mich für den Dienſt ſeines Sohnes annähme; infolgedeſſen wurde ich zum Temple geführt, wo man mich genau durchſuchte und mir Verhaltungsmaßregeln gab. An demſelben Tage, den 26. Auguſt abends, betrat ich zum erſten Male den Turm des Temple.

Zweites Kapitel.

Die königliche Familie im kleinen Turm des Temple.

Die wichtigsten äußeren Vorgänge, welche sich während des Aufenthaltes der Gefangenen im sogenannten kleinen Turm des Temple abspielten, waren die Septembermorde und die Erklärung der Republik (22. September 1792). — Auch die Auslieferung des Königs an seine Todfeinde, die Pariser Kommune, schien den Revolutionären noch nicht die gewünschte Sicherheit zu bringen, denn die Preußen rückten immer weiter vor, und jede weitere Etappe steigerte die Hoffnungen der Königstreuen; dabei standen die Wahlen zum Nationalkonvent dicht bevor. Es bedurfte eines neuen, betäubenden Schlages gegen die Feinde der Revolution, und so machte sich eine Rotte von ungefähr 500 bezahlten Blutmenschen daran, die in den verschiedenen Pariser Gefängnissen als „verdächtig" eingekerkerten politischen Gefangenen (ungefähr 1000) abzuschlachten (2. September). Diese Schreckenstat wirkte: Die Anhänger des Königtums waren vor Furcht so gelähmt, daß die Wahlen zum Nationalkonvent eine überwältigende Mehrheit von Republikanern ergab. So war auch die erste Tat der neuen Versammlung die Abschaffung des mehr als 1300 jährigen französischen Königtums.

Es ist mir unmöglich, den Eindruck zu beschreiben, welchen das Wiedersehen der erhabenen und jetzt so unglücklichen Königsfamilie auf mich machte. Zuerst redete mich die Königin an; sie bat mich nach einigen gütigen Worten, mich ihres Sohnes anzunehmen und mich wegen des Dienstes bei ihr und dem Könige mit Huë zu verständigen. Ich war so bewegt, daß ich kaum antworten konnte.

Während des Essens fragten mich die Königin und die Prinzessinnen, welche seit acht Tagen ohne Bedienung waren, ob ich ihnen das Haar machen könne. Ich erwiderte, daß ich alles tun würde, was ihnen genehm wäre. Darauf trat ein Gemeinderat an mich heran und sagte mir ziemlich laut, ich solle mit meinen Antworten vorsichtiger sein: ein böser Anfang, der mir einigen Schrecken einflößte.

Die ersten acht Tage meines Dienstes im Temple hatte ich keinerlei Verbindung mit der Außenwelt; Huë allein durfte die für die königliche Familie bestimmten Gegenstände fordern und in Empfang nehmen, während ich die Gefangenen ohne Unter-

schied und gemeinschaftlich mit ihm bediente. Mein Dienst bei dem Könige beschränkte sich darauf, ihn morgens zu frisieren und ihm abends das Haar zu wickeln. Dabei wurde ich fortwährend strengstens von den Gemeinderäten bewacht; das Geringste erregte Anstoß bei ihnen, und ich mußte ängstlich jede Unachtsamkeit vermeiden, da sie mir ohne Zweifel sehr verhängnisvoll geworden wäre.

Am 2. September bemerkte man in der Nähe des Temple eine große Unruhe. Als der König an diesem Tage mit seiner Familie wie gewöhnlich zu einem Spaziergang in den Garten hinabging, sagte der Beamte, welcher ihn begleitete, zu einem seiner Kollegen: „Es ist töricht, daß wir ihn heute Nachmittag spazieren gehen lassen.“ Schon am Morgen hatte ich die Unruhe der Beamten bemerkt; jetzt ließen sie die Gefangenen eiligst hereinholen.

Aber kaum waren diese im Zimmer der Königin angelangt, als zwei Gemeinderäte, welche sonst im Temple keinen Dienst hatten, hereintraten, und der eine, Mathieu, ein ehemaliger Kapuzinermönch, den König anfuhr: „Sie wissen wohl noch nicht, was passiert ist: das Vaterland ist in der größten Gefahr; der Feind ist in die Champagne eingerückt, und der König von Preußen marschiert auf Châlons. Sie haften für alles Unheil, welches daraus entsteht. Wir wissen wohl, daß wir, unsere Frauen und unsere Kinder sterben werden, aber das Volk wird sich rächen, Sie werden vorher sterben. Bis dahin hat es allerdings noch Zeit, und Sie können . . .“ — „Ich habe für mein Volk alles getan und habe mir nichts vorzuwerfen,“ unterbrach ihn der König. Darauf wandte sich Mathieu an Huë: „Der Stadtrat hat mich beauftragt, Sie zu verhaften.“ „Wen?“ fragte der König; „das ist ja der Diener, den

mir die Gemeindevertretung selbst gestellt hat!“ Der König wollte wissen, welches Verbrechen sein Kammerdiener begangen hätte, aber er konnte nichts erfahren; das machte ihn sehr besorgt um Huë, und er empfahl ihn daher angelegentlich dem Wohlwollen der beiden Beamten. Das Kämmerchen, welches Huë bewohnt hatte, wurde darauf in seinem Beisein versiegelt, dann führte man ihn fort; er war 20 Tage im Temple gewesen. Im Fortgehen rief mir Mathieu noch zu: „Nehmen Sie sich mit Ihrem Verhalten in Acht! Es könnte Ihnen leicht ebenso gehen!“

Einen Augenblick nachher rief mich der König und übergab mir Papiere von Huë, auf welchen sich Wirtschaftsrechnungen befanden. Die besorgte Miene der Beamten und das Geschrei der Menge vor dem Turme regte ihn furchtbar auf. Nach dem Zubettgehen bat er mich, die Nacht über bei ihm zu bleiben, weshalb ich ein Bett neben dem seinigen aufschlug.

Als ich am 3. September den König ankleidete, fragte er mich, ob ich etwas von Huë oder über den Tumult in Paris gehört habe. Ich erwiderte, ich hätte in der Nacht erfahren, daß das Volk sich um die Gefängnisse schare, und versprach, weitere Erkundigungen einzuziehen. „Nehmen Sie sich nur in Acht, daß Sie sich nicht bloßstellen,“ sagte der König, „dann wären wir ganz allein, denn ich fürchte, daß man die Absicht hat, nur noch Fremde bei uns zu lassen.“

Als um 11 Uhr vormittags der König bei seiner Familie im Zimmer der Königin war, benachrichtigte mich ein Beamter, daß ich nach oben in das Zimmer des Königs kommen solle. Dort fand ich Manuel und einige Mitglieder des Gemeinderates; ersterer fragte mich, was der König zu der Fortführung Huë's sage. „Er ist sehr besorgt um ihn,“ gab ich zur Ant-

wort. „Es wird ihm nichts geſchehen," ſagte Manuel, „aber ich ſoll den König benachrichtigen, daß Huë nicht zurückkehren wird und daß der Gemeinderat ihn durch einen andern erſetzen

Prinzess Marie Therese Luise von Savoyen-Carignan,
Prinzess von Lamballe.

wird; teilen Sie das dem Könige mit!" Ich bat Manuel, mir dieſe Pflicht zu erlaſſen und ſagte ihm, daß der König ihn ſowieſo gern ſelbſt ſprechen würde wegen mehrerer Dinge, welche die königliche Familie dringend nötig hätte. Manuel

entschloß sich daher widerwillig, selbst herunter zu gehen und Sr. Majestät den Beschluß des Gemeinderates betreffs Hué's und einer fremden Stellvertretung mitzuteilen. „Ich danke Ihnen bestens," antwortete der König, „aber ich werde mich des Kammerdieners meines Sohnes bedienen, und wenn der Gemeinderat darauf nicht eingeht, werde ich mein eigener Diener sein; das ist mein fester Entschluß." Der König äußerte dann die Wünsche seiner Familie, der es an Wäsche und Kleidungsstücken fehlte. Manuel versprach, dem Rate davon Mitteilung zu machen und zog sich zurück. Bei seinem Fortgehen fragte ich ihn, ob die Gährung noch andauere, worauf er der Befürchtung Ausdruck gab, daß das Volk den Temple stürmte und hinzufügte: „Sie haben ein schwieriges Amt auf sich genommen; ich wünsche Ihnen viel Mut dazu."

Um 1 Uhr wollte der König mit seiner Familie einen Spaziergang machen, aber man schlug es ihnen ab. Während des Essens wurde draußen Trommelwirbel und Geschrei der Volksmenge hörbar, weshalb die königliche Familie die Mahlzeit abbrach und sich in das Zimmer der Königin begab. Ich ging dagegen hinunter, um mit Tison und seiner Frau, welche im Turm die Bedienung hatten, zu speisen.

Kaum hatten wir uns gesetzt, als ein auf die Spitze einer Pike gesteckter Kopf am Fenster erschien. Frau Tison schrie laut auf, während die Mörder, in der Meinung, die Königin zu hören, unten ein wildes Gelächter anstimmten. Da sie die Königin noch bei Tisch glaubten, hatten sie ihre Trophäe so gehalten, daß sie den Blicken jener nicht entgehen konnte. Es war das Haupt der Fürstin Lamballe; obgleich blutig, war es doch keineswegs entstellt, und ihr blondes, lockiges Haar flatterte noch um die Pike.

Ich lief sofort zum Könige, aber das Entsetzen hatte meine Züge so entstellt, daß dies der Königin sofort auffiel. Unter allen Umständen mußte ich ihr den Grund meiner Bestürzung verbergen, nur der König oder seine Schwester durften ihn erfahren, aber die beiden Kommissare waren im Zimmer. „Warum gehen Sie nicht zu Tisch?“ fragte mich die Königin. „Majestät“, antwortete ich, „ich fühle mich unwohl.“ In diesem Augenblicke trat ein Beamter ein und sprach geheimnisvoll mit seinen Kollegen. Der König fragte ihn, ob seine Familie in Sicherheit sei. „Man erzählt,“ sagten sie, „daß Sie und Ihre Familie nicht mehr im Turme sind. Man will, daß Sie sich am Fenster zeigen, aber wir werden das nicht zugeben; das Volk muß mehr Vertrauen zu seinen Beamten haben.“

Inzwischen wuchs das Geschrei draußen und man vernahm ganz deutlich Schimpfworte, welche sich auf die Königin bezogen.

Da kam ein anderer Gemeinderat mit vier Männern als Abgesandten des Volkes herein, um sich zu vergewissern, daß die königliche Familie noch im Turme sei. Einer von ihnen, ein Nationalgardist mit Epauletten und einem mächtigen Säbel, bestand darauf, daß die Gefangenen sich am Fenster zeigten. Die Beamten widersetzten sich dem aber. Da rief dieser Mensch in widerlichem Tone der Königin zu: „Die da wollen Ihnen das Haupt der Lamballe verbergen, das man hierher gebracht hat, um Ihnen zu zeigen, wie das Volk sich an seinen Tyrannen rächt; ich rate Ihnen, sich zu zeigen, wenn Sie nicht wollen, daß das Volk hier heraufkommt.“ Bei diesen schrecklichen Worten fiel die Königin ohnmächtig zu Boden. Ich eilte, ihr beizustehen, und trug sie mit Hilfe der Prinzessin Elisabeth in einen Armstuhl. Die königlichen Kinder brachen in Tränen aus und versuchten durch Liebkosungen ihre Mutter wieder zu beleben. In-

dessen blieb der rohe Mensch ruhig da, bis der König ihm in ernstem Tone sagte: „Wir sind auf alles gefaßt, aber Sie hätten es sich ersparen können, der Königin diese furchtbare Nachricht zu bringen“ — erst dann ging er mit seinen Begleitern fort; sie hatten ihr Ziel erreicht.

Als die Königin wieder zu sich gekommen war, vereinigte sie ihre Tränen mit denen ihrer Kinder und begab sich schließlich mit den Ihrigen in das Zimmer der Prinzessin Elisabeth, von wo man weniger deutlich das Toben des Volkes hörte. Ich blieb noch einen Augenblick im Zimmer und sah durch die Gardinen, wie man zum zweiten Male das Haupt der Fürstin Lamballe in die Höhe hob; der, welcher es trug, war auf den Schutt des anstoßenden Gebäudes gestiegen, welches man abbrach, um den Turm zu isolieren; ein anderer Mensch neben ihm hielt das auf einen Säbel gesteckte, noch bluttriefende Herz der unglücklichen Prinzessin empor. Der Haufe wollte in den Turm eindringen, aber ein Beamter, Danjon, sprach dagegen, und ich hörte ganz deutlich, wie er zu ihnen sagte: „Der Kopf Antoinette's gehört nicht euch! Darüber haben die Departements zu verfügen. Frankreich hat den Parisern die Bewachung dieser Verbrecher anvertraut, und ihr müßt uns daher helfen, sie aufzuheben, bis der Spruch der Nation das Volk rächt!“ Erst nach einstündigem Dreinreden gelang es Danjon, den Pöbel zum Abzuge zu veranlassen.

Am Abend desselben Tages sagte mir einer der Beamten, daß die Volksmenge versucht hatte, mit der Deputation in den Turm einzudringen, um den blutigen und nackten Leichnam der Prinzessin Lamballe hereinzubringen, den man von dem La Force-Gefängnis bis zum Temple geschleppt hatte; die Beamten hatten aber schließlich, nach heftigem Streit mit dem Pöbel

diesem als Schutzwehr ein Band in den Farben der Trikolore entgegengesetzt, welches sie quer vor die Haupteingangstür spannten. Vergeblich hatten sie den Stadtrat, den General Santerre und die Nationalversammlung um Hilfe gegen den Pöbel angegangen, der seine Absicht keineswegs verhehlte. Sechs Stunden lang waren die Gefangenen in der äußersten Gefahr gewesen, hingemordet zu werden. Allerdings war die Umsturzpartei auch noch nicht zum Handeln bereit; ihre Führer, wenn sie auch über den Königsmord einig waren, waren es doch keineswegs über die Art, wie man ihn ausführen sollte, und die Nationalversammlung wünschte wohl, daß andere Hände, als die ihrigen, sich mit dem Königsblute befleckten. — Sehr bezeichend ist, daß nach unserem Gespräche der Gemeinderat von mir 45 Sous verlangte, die Kosten für das dreifarbige Band.

Um 8 Uhr abends war endlich alles still geworden um den Turm herum; aber in den übrigen Teilen von Paris herrschte keineswegs dieselbe Ruhe, da dort die Morde vier bis fünf Tage fortdauerten. Als ich den König entkleidete, fand ich Gelegenheit, ihm alles, was ich gesehen und gehört hatte, mitzuteilen. Er fragte mich nach den Namen der Beamten, welche sich am entschlossensten gezeigt hätten, den Seinigen das Leben zu retten. Ich nannte ihm Danjon, als den, welcher der Wut des Volkes Einhalt geboten hatte, obgleich er nichts weniger als königlich gesinnt sei. Der genannte Beamte kam aber erst nach vier Monaten wieder in den Turm, bei welcher Gelegenheit ihm dann der König, sich seines damaligen Verhaltens erinnernd, dankte.

Da auf die Schreckensszeneu, welche ich geschildert habe, nunmehr eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe folgte, so lebte die königliche Familie in derselben eintönigen Weise fort, wie in der

ersten Zeit ihrer Gefangenschaft. Damit der Leser dieser Zeilen besser den Einzelheiten folgen kann, möchte ich daher hier eine Beschreibung des kleinen Turmes einschalten, in welchem der König als Gefangener weilte.

Der sogenannte „Kleine Turm" war an den „Großen Turm" angebaut, ohne jedoch mit diesem im Innern im Zusammenhang zu stehen. Er hatte die Form eines länglichen Vierecks und war an den Seiten mit zwei Türmchen versehen; in dem einen derselben führte eine kleine Treppe von der ersten Etage aus bis zu einer Galerie auf der Plattform des Gebäudes, in dem andern waren Kammern, welche auf gleicher Höhe mit den einzelnen Stockwerken des Turmes lagen.

Das eigentliche Gebäude hatte vier Stockwerke. Das erste bestand aus einem Vorzimmer, einem Eßzimmer und einer im Seitentürmchen gelegenen Kammer, in der sich eine Bibliothek von 12—1500 Bänden befand.

Das zweite Stockwerk war ungefähr in derselben Weise geteilt. Das größere Zimmer diente der Königin und dem Kronprinzen als Schlafzimmer, das andere, von dem ersten durch einen sehr dunklen Alkoven getrennt, war von der Tochter des Königs und der Prinzessin Elisabeth bewohnt. Durch dieses Zimmer mußte man hindurch, wenn man in den im Türmchen gelegenen Raum wollte, welcher für den ganzen Turm als Garderobe diente und von der königlichen Familie, den Beamten und den Soldaten benutzt wurde.

Der König wohnte im dritten Stockwerke und schlief im großen Zimmer, während das Zimmer im Türmchen ihm als Lesekabinett diente. Neben dem Zimmer des Königs war ein anderer kleiner Raum, den de Chamilly und Huë bewohnt hatten und der jetzt versiegelt war, daneben wiederum lag die Küche.

Die vierte Etage war verschlossen; auch waren zu ebener Erde noch Küchenräume, welche ebenfalls nicht benutzt wurden.

Der König stand gewöhnlich um 6 Uhr auf und rasierte sich selbst, während ich ihn frisierte und ihm beim Ankleiden behilflich war. Dann ging er in sein Lesekabinett. Da dies sehr klein war, blieb der Beamte im Schlafzimmer, ließ jedoch die Tür ein wenig geöffnet, um seinen Gefangenen immer unter Augen zu haben. Der König betete knieend fünf bis sechs Minuten und las dann bis 9 Uhr. Inzwischen hatte ich sein Zimmer gemacht und den Tisch für das Frühstück gedeckt und war zur Königin hinabgegangen. Diese öffnete ihr Zimmer immer erst, wenn ich kam, aus Furcht, daß der Beamte einmal in ihr Zimmer eindringen könnte. Ich kleidete sodann den Kronprinzen an, frisierte die Königin und ging dann zu derselben Verrichtung in das Zimmer der Prinzessin Elisabeth und der jungen Prinzessin. Der Augenblick der Toilette war einer von denen, in welchen ich der Königin und den Prinzessinnen mitteilen konnte, was ich erfahren hatte. Ein Zeichen von mir gab ihnen zu verstehen, daß ich ihnen etwas zu sagen hätte; dann begann eine von ihnen ein Gespräch mit dem Beamten und lenkte so seine Aufmerksamkeit ab.

Um 9 Uhr begab sich die Königin mit ihren Kindern und der Prinzessin Elisabeth zum Frühstück zum Könige hinauf. Ich bediente sie hierbei und machte darauf das Zimmer der Königin und der Prinzessinnen zurecht, wobei mir Tison und seine Frau halfen. Diese beiden hatte man nicht nur zur Bedienung im Turme angestellt, sondern sie auch noch mit dem wichtigeren Amte betraut, alles zu beobachten, was der Wachsamkeit der Kommissare hätte entgehen können, und gegebenen Falles selbst diese anzuzeigen. Ohne Zweifel rechnete man auch auf

ihre Mitwirkung bei etwaigen verbrecherischen Anschlägen, denn die Tison, welche zu dieser Zeit noch sehr sanftmütig schien, aber vor ihrem Manne zitterte, hat später die Königin durch eine niederträchtige Beschuldigung verleumdet, worüber sie dann einen Anfall von Wahnsinn bekommen hat, und Tison, ein ehemaliger Torwächter, war ein hartherziger, bösartiger Mensch, der keiner Regung von Mitleid und Menschlichkeit zugänglich war. Es scheint, als ob die Revolutionsführer neben das Edelste auf der Erde das Gemeinste hatten stellen wollen.

Um 10 Uhr ging der König mit den Seinen in das Zimmer der Königin hinunter und verbrachte dort den Tag. Meist beschäftigte er sich mit dem Unterrichte seines Sohnes; er ließ ihn z. B. Stellen aus Corneille oder Racine hersagen oder gab ihm Unterricht in der Geographie und Anweisung im Kartenzeichnen. Das frühreife Verständnis des Prinzen kam den liebevollen Bemühungen des Königs aufs beste entgegen. Sein Gedächtnis war so gut, daß er auf einer nicht ausgefüllten Karte von Frankreich die Departements, Distrikte, Städte und Flußläufe angeben konnte: es war die neue Geographie von Frankreich, die der König ihn lehrte. Die Königin beschäftigte sich meist mit der Erziehung ihrer Tochter; ihre verschiedenen Unterweisungen dauerten bis 11 Uhr, dann wurde genäht, gestrickt oder gestickt. Um zwölf Uhr zogen sich die drei Damen in das Zimmer der Prinzessin Elisabeth zurück, um ihre Morgenkleider abzulegen; hierbei ließ der diensthabende Beamte sie allein.

Um 1 Uhr, wenn das Wetter schön war, führte man die Gefangenen in den Garten, wohin vier Beamte und ein Legionschef der Nationalgarde sie begleiteten. Da auf dem Grundstücke des Temple sehr viele Arbeiter mit dem Abbruch von Gebäuden und dem Aufführen von neuen Mauern beschäftigt

waren, so war als Spaziergang nur ein Teil der Kastanienallee gestattet. Auch mir hatte man erlaubt, an den Spaziergängen teilzunehmen, und ich spielte während derselben mit dem Prinzen Ball, warf mit ihm nach einer Scheibe, lief oder veranstaltete andere Bewegungsspiele.

Um 2 Uhr begaben die Gefangenen sich wieder in den Turm, wo ich ihnen das Mittagsessen auftrug. Während des Essens erschien alle Tage zur selben Stunde der frühere Bierbrauer Santerre, jetzt Kommandant der Pariser Nationalgarde, mit zwei Adjutanten im Temple, um genau die einzelnen Zimmer zu untersuchen. Bisweilen sprach ihn der König an, die Königin niemals. Nach dem Essen vereinigten sich die Gefangenen wieder bei der Königin, wo die Majestäten gewöhnlich eine Partie Piquet oder Tricktrack spielten; ich benutzte diese Zeit, um zu Mittag zu essen.

Um 4 Uhr gönnte sich der König einige Augenblicke der Ruhe; die Damen blieben indessen bei ihm, jede ein Buch in der Hand, und die tiefste Stille herrschte während seines Schlummers. Was für ein rührendes Bild! Ein König, der, von Haß und Verläumdung verfolgt und vom Throne in den Kerker gestoßen, dort, gewiegt durch sein gutes Gewissen, friedlich den Schlaf des Gerechten schläft! Seine Gattin, seine Kinder und seine Schwester um ihn und ehrerbietig seine edlen Züge betrachtend, in denen das Unglück nur noch den Ausdruck der Güte erhöht, und welche das Glück widerspiegeln, das diesem verfolgten Menschen am heutigen Tage zu Teil geworden ist! Nein, niemals wird dieses Bild in meiner Seele getrübt werden können!

Nach dem Erwachen des Königs wurde die Unterhaltung fortgesetzt; ich mußte mich dann oft neben den König setzen und

unter seinen Augen seinem Sohne Schreibunterricht geben; auch mußte ich wiederholt nach seinen Angaben aus Montesquieu und anderen berühmten Schriftstellern Stellen herausschreiben. Nach dem Unterricht ging ich mit dem Prinzen in das Zimmer der Prinzessin Elisabeth, wo wir zusammen Ball spielten.

Zum Schluß des Tages nahm die königliche Familie um einen Tisch Platz, und die Königin las laut aus Geschichtsbüchern oder anderen passend gewählten Schriften vor, welche geeignet waren, ihre Kinder zu belehren und zu unterhalten. Dabei drängten sich aber oft unerwartet Vergleiche mit ihrer gegenwärtigen Lage auf und brachten die Gefangenen auf sehr schmerzliche Gedanken. Auch Prinzessin Elisabeth las mitunter. Diese Lektüre dauerte bis 8 Uhr; dann trug ich dem Kronprinzen das Abendessen im Zimmer der Prinzessin Elisabeth auf. Die königliche Familie war hierbei zugegen, und der König belustigte sich damit, seinen Kindern einige Zerstreuung zu verschaffen, indem er sie Rätsel aus dem Mercure de France raten ließ, den er in der Bibliothek gefunden hatte.

Nach dem Abendessen kleidete ich den Kronprinzen aus, und die Königin ließ ihn darauf seine Gebete sprechen; er sagte dabei ein besonderes für die Prinzessin Lamballe und bat Gott in einem anderen, das Leben seiner Gouvernante, der Frau von Tourzel, zu behüten. Wenn die Gemeinderäte in der Nähe waren, hatte der Prinz trotz seiner Jugend schon die Vorsicht, die beiden letzten Gebete ganz leise zu sprechen. Dann brachte ich ihn in das Schlafzimmer, wobei ich häufig die Gelegenheit benutzte, wenn ich der Königin etwas zu sagen hatte. Meist teilte ich ihr den Inhalt der Zeitungen mit; allerdings gelangten solche nicht in den Turm, aber ein Ausrufer kam eigens alle

Abend um 7 Uhr in die Nähe der Rundung der Templemauer und rief mehreremale das Wichtigste von den Vorgängen in der Nationalversammlung, dem Gemeinderat und dem Heere aus. Um ihn zu hören, stellte ich mich in das Lesezimmer des Königs, und bei der dort herrschenden Stille war es mir leicht, alles zu vernehmen und zu behalten.

Um 9 Uhr aß der König zu Abend; die Königin und die Prinzessin Elisabeth hielten sich währenddessen abwechselnd bei dem Kronprinzen auf und ließen sich auch dorthin ihr Abendessen bringen; auch bei dieser Gelegenheit konnte ich unbeobachtet mit ihnen sprechen.

Nach dem Essen verweilte der König noch einen Augenblick im Zimmer der Königin, gab darauf ihr und seiner Schwester beim Abschiede die Hand, während er seine Kinder küßte, und ging dann hinauf, um in seinem Lesezimmer noch bis Mitternacht zu lesen. Die Königin und die Prinzessinnen schlossen sich in ihre Zimmer ein. Von den Gemeinderäten blieb einer in dem kleinen Raum, welcher die beiden Zimmer der Damen von einander trennt, der andere folgte dem Könige.

Ich schlug nach dem Abendessen mein Bett neben dem des Königs auf, aber dieser begab sich nicht eher zur Ruhe, als bis der neue Gemeinderat erschienen war, und wenn er ihn noch nicht gesehen hatte, ließ er ihn durch mich nach seinem Namen fragen. Die Beamten wurden nämlich um 11 Uhr vormittags, um 5 Uhr nachmittags und um Mitternacht abgelöst. — In dieser Weise spielte sich das Leben im Turme ab, solange der König im kleinen Turme verblieb, bis zum 30. September.

Ich nehme hier den Verlauf der Ereignisse wieder auf. Am 4. September kam der Sekretär Pétion's in den Turm, um dem Könige eine Summe von 2000 Franks in Assignaten zu bringen

und ihn um eine Quittung zu ersuchen. Der König bat ihn, Huë eine Summe von 526 Franks, welche dieser für ihn ausgelegt hatte, zu übergeben, was der Sekretär zu tun versprach. Diese 2000 Franks sind das einzige Geld, welches der König je bekommen hat, obgleich die Gesetzgebende Versammlung 500 000 Franks für seinen Unterhalt im Temple ausgeworfen hatte — jedenfalls bevor sie die Absichten der Parteiführer kannte oder ihnen beizustimmen sich genötigt sah.

Zwei Tage später ließ mich Prinzessin Elisabeth einige kleine Sachen zusammensuchen, welche noch der Fürstin Lamballe gehörten und welche diese, als sie aus dem Temple abgeführt wurde, zurückgelassen hatte. Ich wickelte die Sachen zu einem Paket zusammen und sandte dieses mit einem Briefe an die erste Kammerfrau der Fürstin. Später erfuhr ich, daß weder Paket noch Brief je angekommen sind.

In dieser Zeit konnte man aus dem Benehmen der meisten Gemeinderäte, welche für den Dienst im Temple bestimmt waren, erkennen, welcher Art die Leute waren, die die Revolution vom 10. August und die Septembermorde ins Werk gesetzt hatten.

Ein Gemeinderat namens James, ein englischer Sprachlehrer, wollte eines Tages dem Könige in sein Lesekabinett folgen und setzte sich dort neben ihn. Der König machte ihn in freundlichem Tone darauf aufmerksam, daß seine Kollegen ihn immer allein ließen, daß, da die Tür ja offen bliebe, er sich seinen Blicken nicht entziehen könne und daß das Zimmerchen für zwei zu klein sei. James bestand aber in grober und unhöflicher Weise auf seinem Vorhaben. Der König mußte sich daher fügen, verzichtete für diesen Tag auf sein Lesen und kam in das große Zimmer zurück, wo der betreffende Beamte in der dreistesten Weise fortfuhr, ihn zu belästigen.

Eines Morgens glaubte der König bei seinem Aufstehen, daß der Beamte noch derselbe wäre, wie am Abend vorher, und drückte ihm freundlich sein Bedauern darüber aus, daß man vergessen habe, ihn abzulösen. Der Gemeinderat beantwortete diese Äußerung von Mitgefühl durch beleidigende Worte: „Ich komme hierher, um Sie zu beaufsichtigen, und nicht, damit Sie sich mit mir befassen." Dann trat er, den Hut auf dem Kopfe, dicht an den König heran und fuhr fort: „Niemand, und Sie am allerwenigsten, hat das Recht, sich um meine Sachen zu bekümmern." Er war auch den ganzen übrigen Teil seiner Dienstzeit unverschämt gegen den König. Später erfuhr ich, daß er Meunier hieß.

Ein anderer Beamter, ein Arzt namens Le Clerc, kam in das Zimmer der Königin, als ich gerade dem Prinzen eine Schreibstunde erteilte. Er unterbrach meine Arbeit, um mir einen Vortrag über die Erziehung zu halten, die man dem Kronprinzen geben müsse; nach seiner Meinung sollte man ihn lieber revolutionäre Schriften lesen lassen.

Ein vierter Beamter war zugegen, als die Königin ihren Kindern aus einer französischen Geschichte vorlas; sie war gerade bei der Zeit, wo der Connétable von Bourbon die Waffen gegen sein Land ergreift. Der Beamte behauptete, daß die Königin durch diese Lektüre ihrem Sohne Rachegefühle gegen sein Vaterland einflößen wolle, und machte darüber bei dem Gemeinderate eine förmliche Anzeige. Ich benachrichtigte die Königin hiervon, und diese wählte in der Folgezeit ihre Bücher so, daß man ihre Absichten nicht verleumden konnte.

Ein Mensch namens Simon, Schuhmacher seines Standes und Gemeinderat, war mit fünf anderen Kommissaren beauftragt, die Arbeiten und Ausgaben im Temple zu überwachen;

er war aber der einzige, welcher, unter dem Vorwande eifriger Pflichterfüllung, den Turm nie verließ. Niemals erschien er vor der königlichen Familie, ohne eine widerwärtige Unverschämtheit zur Schau zu tragen. Oft, wenn er nahe genug bei dem Könige war, um von diesem gehört zu werden, sagte er zu mir: „Cléry, frage einmal Capet, ob er etwas gebraucht, damit ich mir nicht die Mühe machen muß, nochmals herauf zu kommen.“ Mir blieb nichts anderes übrig, als zu antworten: „Er gebraucht nichts.“ Dieser Simon ist übrigens dieselbe Kreatur, welche später als Wärter des Kronprinzen bestellt wurde und durch berechnete Grausamkeit dieses begabte Kind so furchtbar gequält hat. Man kann daraus wohl schließen, daß er mit Wissen der Personen gehandelt hat, welche den Kronprinzen zu beseitigen wünschten.

Um dem Prinzen das Rechnen beizubringen, hatte ich im Auftrage der Königin eine Multiplikationstabelle hergestellt. Ein Beamter behauptete aber, daß sie ihren Sohn lehre, sich in Zeichen auszudrücken, und die Rechenstunden mußten unterbleiben.

Ebenso ging es mit den Stickereien, an welchen die Königin und die Prinzessinnen seit den ersten Tagen ihrer Haft arbeiteten. Als nämlich einige Stuhllehnen beendet waren und die Königin mir befahl, sie der Herzogin von Sérent zu schicken, glaubten die Beamten, welche ich um Erlaubnis dazu bat, daß das Muster Geheimzeichen enthielte, durch welche Mitteilungen nach außen gelangen sollten; infolgedessen erwirkten sie einen Beschluß, durch welchen verboten wurde, aus dem Turm Arbeiten der Königlichen Damen hinausgelangen zu lassen.

Einige der Beamten sprachen nie vom Könige, vom Kronprinzen oder von den Damen, ohne den Bezeichnungen hierfür

die ſchmähendſten Beiworte beizulegen. Ein Gemeinderat, Tourlot, ſagte eines Tages zu mir: „Wenn der Henker nicht dieſe verd... Familie guillotinierte, ſo würde ich es ſelbſt tun.“

Wenn der König mit ſeiner Familie einen Spaziergang machen wollte, mußte er bei mehreren Schildwachen vorbei, von denen mehrere ſchon damals im kleinen Turm ſelbſt aufgeſtellt waren. Dieſe Poſten präſentierten ihre Gewehre vor den Gemeinderäten und den Legionsführern, aber wenn der König bei ihnen vorbeikam, ſetzten ſie das Gewehr bei Fuß oder kehrten es mit ſichtlichem Vergnügen um.

Einer dieſer im Innern des Turmes ſtehenden Poſten ſchrieb eines Tages an die Tür des Zimmers des Königs: „Die Guillotine arbeitet noch immer und erwartet den Tyrannen Ludwig XVI.“ Der König las dieſe Worte; ich machte eine Bewegung, um ſie auszulöſchen, aber der König verbot es mir.

Einer der Türſchließer des Turmes, namens Rocher, ein Menſch mit ſchreckenerregendem Geſicht und gewaltigem Schnauzbart, fand ſich meiſtens an der Tür ein, wenn der König ausgehen wollte. Er war in Feuerwehruniform gekleidet, hatte eine Mütze von ſchwarzem Pelz auf dem Kopfe und trug einen breiten Säbel an der Seite, an deſſen Gurt ein Bund mächtiger Schlüſſel hing. Er öffnete die Tür immer erſt, wenn der König dicht hinter ihm war, und ließ, indem er anſcheinend erſt nach dem richtigen Schlüſſel ſuchte, mit offener Abſicht die königliche Familie warten; dabei klirrte er überlaut mit dem Bunde und ſchob ſchließlich geräuſchvoll die Riegel zurück. Hierauf lief er eiligſt vor den Gefangenen hinab, ſetzte ſich mit einer langen Pfeife neben die letzte Tür und blies jedem von der königlichen Familie, beſonders den Damen, eine

Wolke Tabaksrauch ins Gesicht. Einige Nationalgardisten, welche sich über diese Frechheit amüsierten, sammelten sich dann um ihn, lachten schallend bei jeder Tabakswolke und ergingen sich in den unflätigsten Redensarten; andere Soldaten holten sogar, um dieses Schauspiel noch bequemer genießen zu können, Stühle aus dem Wachtlokal, setzten sich darauf und versperrten so den an und für sich schon engen Gang.

Während des Spazierganges der Gefangenen vereinigten sich die Soldaten oft zum Tanze und sangen dabei revolutionäre, bisweilen auch anstößige Lieder.

Wenn die königliche Familie in den Turm zurückging, hatte sie dieselben Beleidungen auszustehen. Oft waren die Mauern mit den gemeinsten Worten bedeckt, groß genug geschrieben, um den Blicken der Gefangenen nicht zu entgehen. So konnte man lesen: „Wir werden Madame Veto tanzen lehren." — „Wir werden das dicke Schwein einer Entfettungskur unterwerfen." — „Fort mit dem roten Ordensbande!" — „Man sollte die kleinen Bestien erwürgen" ꝛc. Einmal war mit Kreide an die Wand ein Galgen gemalt mit einer Person daran, unter der geschrieben stand: „Ludwig nimmt ein Luftbad", ein anderes Mal eine Guillotine mit der Unterschrift: „Ludwig muß Blut spucken" ꝛc.

So machte man den kurzen Spaziergang, welchen man der königlichen Familie gewährte, zu einer Qual. Der König und die Königin hätten sich diesen Beschimpfungen entziehen können, indem sie im Turme blieben, aber ihre Kinder, auf deren Wohl sie stets bedacht waren, konnten die frische Luft nicht entbehren. Für sie ertrugen die Eltern täglich ohne Klage die tausendfachen Kränkungen.

Bisweilen jedoch milderten einige kleine Beweise von Treue und Mitgefühl das Grausame dieser Quälereien und wurden um so dankbarer anerkannt, je seltener sie waren.

Ein Posten hatte die Wache an der Tür des Zimmers der Königin bezogen. Er war ein Bewohner der Vorstadt und bäuerlich, aber reinlich gekleidet. Ich war allein in dem vordersten Zimmer mit Lesen beschäftigt; er betrachtete mich unverwandt und schien sehr ergriffen zu sein. Als ich bei ihm vorbeigehe, präsentiert er das Gewehr und sagt mit zitternder Stimme zu mir: „Sie dürfen nicht herausgehen." — „Weshalb nicht?" — „Mein Dienst befiehlt mir, Sie unter den Augen zu behalten." — „Sie irren sich," sage ich ihm. — „Wie, Sie sind nicht der König?" — „Kennen Sie ihn denn nicht?" — „Ich habe ihn niemals gesehen, und möchte, ich könnte ihn wo anders sehen als hier." — „Sprechen Sie leise; ich werde in dieses Zimmer gehen, die Tür halb offen lassen und dann können Sie den König sehen; er sitzt am Fenster und hat ein Buch in der Hand."

Ich teilte der Königin die Bitte des Soldaten mit und der König, der sie so erfuhr, war so gütig, aus dem Zimmer herauszukommen und bei dem Posten vorbeizugehen. Darauf trat ich noch einmal zu diesem heran. „O," sagte er, „wie gut der König ist, und wie er seine Kinder liebt!" Er war so gerührt, daß er kaum sprechen konnte. „Nein," fuhr er fort, indem er sich an die Brust schlug, „ich kann es nicht glauben, daß er uns so viel Böses zugefügt hat." Ich fürchtete, daß er sich durch seine maßlose Erregung verriete, und trat daher von ihm fort.

Ein anderer Posten, welcher am Ende der Allee stand, die als Spaziergang diente, und der noch sehr jung war und ein

interessantes Gesicht hatte, gab durch seine Blicke den Wunsch zu erkennen, der königlichen Familie irgend eine Mitteilung zu machen. Prinzessin Elisabeth trat daher beim zweiten Gange an ihn heran, um zu sehen, ob er ihr etwas sagen würde; war es aber aus Furcht oder Ehrerbietung, er wagte nicht zu sprechen, aber ein paar Tränen rollten aus seinen Augen, und er deutete durch ein Zeichen an, daß er neben sich in dem Schutthaufen etwas verborgen habe. Ich machte mich daran, diesen zu durchsuchen, indem ich anscheinend nach Steinchen für den Kronprinzen suchte, aber die Beamten befahlen mir, zurückzugehen und verboten mir, mich fernerhin dem Posten zu nähern. Ich habe nie die Absichten dieses jungen Menschen erfahren.

Die Stunde des Spazierganges bot ferner der königlichen Familie ein Schauspiel, welches oft ihre Herzen zerriß. Viele treue Untertanen benutzten nämlich täglich diesen kurzen Augenblick, um ihren König und ihre Königin zu sehen, indem sie sich an die Fenster der den Garten des Temples umgebenden Häuser stellten, und es war unmöglich, sich über ihre Gefühle und Wünsche zu täuschen. Einmal glaubte ich die Marquise von Tourzel zu erkennen; ich schloß dies besonders aus der außerordentlichen Aufmerksamkeit, mit welcher sie mit den Augen allen Bewegungen des kleinen Prinzen folgte, wenn dieser sich von seinen erlauchten Eltern entfernte. Ich teilte meine Beobachtung der Prinzessin Elisabeth mit; diese konnte bei dem Namen der Frau von Tourzel nicht ihre Tränen zurückhalten, da sie die Marquise für eines der Opfer des 2. September hielt. „Wie," rief sie aus, „sollte sie wirklich noch leben?"

Am anderen Tage gelang es mir, Nachrichten einzuziehen: die Marquise von Tourzel befand sich auf einem ihrer Güter. Ich erfuhr auch, daß die Fürstin von Tarente und die Marquise von Roche-Aimon, welche sich am 10. August bei der Erstürmung der Tuilerien im Schlosse befunden hatten, dem Morden entgangen waren. Das Wohlergehen dieser Personen, deren Anhänglichkeit sich bei so vielen Gelegenheiten gezeigt hatte, bereitete der königlichen Familie einige Augenblicke des Trostes. Bald darauf wurde ihr jedoch die schreckliche Nachricht zuteil, daß die Gefangenen des Appellationsgerichts in Orleans am 9. September in Versailles ermordet waren. Der König war über das furchtbare Ende des Herzogs von Brissac, welcher ihn seit Beginn der Revolution nicht einen einzigen Tag verlassen hatte, von tiefem Schmerz ergriffen; er beklagte auch aufrichtig den Tod seines Ministers Delessart: zwei Opfer ihrer Liebe zu ihrem Könige und Vaterlande.

Am 21. September um 4 Uhr nachmittags erschien der Gemeinderat Lubin, umgeben von berittenen Gendarmen und einer zahlreichen Volksmenge, und verlas vor dem Turme eine Bekanntmachung. Ein Trompetenstoß erscholl, und völlige Stille entstand bei der Menge. Da Lubin eine wahre Stentorstimme hatte, so vernahmen die Gefangenen deutlich die Proklamation der Abschaffung des Königtums und der Errichtung einer Republik. In diesem Augenblicke hatten gerade Hébert, der unter dem Namen Vater Duchesne bekannt ist, und Destournelles, der spätere Finanzminister, bei der königlichen Familie Dienst. Sie saßen an der Tür und fixierten den König mit höhnischem Lächeln, aber dieser bemerkte es und las ruhig in dem Buche weiter, welches er in der Hand hatte. Die Königin zeigte dieselbe Selbstbeherrschung: kein Wort, keine

Bewegung, welche das Vergnügen der beiden an der Tür hätte erhöhen können. Als die Proklamation verlesen war, wurde abermals geblasen. Dies veranlaßte mich, ans Fenster zu gehen, aber sofort richteten sich die Augen der Masse auf mich, und da man mich für Ludwig XVI. hielt, wurde ich mit Schimpfworten überhäuft. Die Gendarmen gaben mir drohende Zeichen mit ihren Säbeln und zwangen mich so, vom Fenster zurückzutreten, um dem Tumult keine neue Nahrung zu geben.

An demselben Abend teilte ich dem Könige mit, daß sein Sohn Vorhänge und Decken für sein Bett brauche, da die Kälte sich schon fühlbar mache. Der König ersuchte mich, eine dementsprechende Eingabe zu schreiben und unterzeichnete sie. Ich hatte mich derselben Ausdrücke bedient, wie bisher: „Der König bittet für seinen Sohn . . .“ „Sie sind sehr keck, daß Sie sich so eines Titels bedienen, der, wie Sie soeben gehört haben, durch den Willen des Volkes abgeschafft ist,“ herrschte mich Destournelles an. Ich entgegnete, daß ich wohl eine Proklamation gehört hätte, aber ihren Inhalt nicht verstanden habe. „Es war,“ sagte er, „die Abschaffung des Königtums, und Sie können dem Herren da sagen (er deutete auf den König), daß er aufhören möge, einen Titel zu gebrauchen, den das Volk abgeschafft hat.“ „Ich kann aber an diesem Gesuche nichts ändern,“ sagte ich, „da es schon unterzeichnet ist; der König würde mich auch nach dem Grunde fragen, und es ist nicht meine Aufgabe, ihm diesen mitzuteilen.“ „Tuen Sie, was Sie wollen,“ war seine Antwort, „ich jedenfalls befördere das Gesuch nicht.“ Am andern Tage befahl mir Prinzessin Elisabeth, zukünftig für Gesuche folgenden Wortlaut zu ge-

brauchen: „Für den Dienst Ludwig XVI., Marie Antoinette's ꝛc. sind erforderlich: . . .“

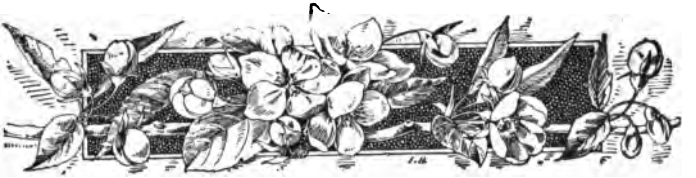
Bis dahin hatte ich solche Gesuche oft stellen müssen, denn die wenigen Wäschestücke des Königs und der Königin waren ihnen von befreundeten Hofpersonen*) geliehen worden, als sie noch im Feuileantinerkloster waren. Aus den Tuilerien hatte man sich keine beschaffen können, da diese am 10. August völlig ausgeplündert worden waren. So fehlte es daher der königlichen Familie besonders an Kleidungsstücken, und die fürstlichen Damen mußten die alten tagtäglich ausbessern. Oft mußte Prinzessin Elisabeth, um die Kleidung des Königs zu flicken, warten, bis dieser zu Bett gegangen war. Endlich setzte ich es nach vielem Drängen durch, daß neue Wäsche angefertigt wurde, aber da die Arbeiter über dem Namenszuge Kronen eingestickt hatten, forderten die Beamten, daß die Damen diese entfernten, und man mußte sich fügen.

Am 26. September erfuhr ich durch einen Gemeinderat, daß man vorhabe, den König von seiner Familie zu trennen, und daß das im Großen Turme für ihn bestimmte Zimmer bald fertig sei. Erst nach schwerem Kampfe entschloß ich mich, dem Könige diese neue Unmenschlichkeit mitzuteilen, indem ich ihm

---

*) Anmerkung. Die Gräfin von Sutherland, Frau des englischen Gesandten für Frankreich, hatte es ermöglicht, der Königin Wäsche und andere Dinge für den kleinen Prinzen zukommen zu lassen. Später befahl mir die Königin, der Gräfin diese Sachen zurückzuschicken und ihr ihrerseits schriftlich dafür zu danken. (Die Königin selbst hatte damals weder Papier noch Tinte zur Verfügung.) Die Gemeinderäte widersetzten sich aber der Absendung dieser Dinge und behielten die Wäsche und die anderen Sachen zurück.

mein schmerzliches Bedauern ausdrückte, ihn abermals betrüben zu müssen. „Es ist der beste Beweis von Treue, den Sie mir geben können," erwiderte der König, „und ich erwarte von Ihrem Pflichteifer, daß Sie mir nichts verbergen; ich bin auf alles gefaßt und bitte Sie, den Tag dieser schweren Trennung in Erfahrung zu bringen und mich wissen zu lassen."



Drittes Kapitel.

Die Gefangenen im Großen Turme des Temple.

Die Zeit von Anfang Oktober bis Anfang Dezember 1792, in welcher die königliche Familie den Großen Turm des Temple bewohnte, ist nach Dauer und Stetigkeit der Lebensweise die wichtigste Periode ihrer Gefangenschaft. Die Lage der Gefangenen wäre in dieser Zeit nicht ohne freundlichere Stunden gewesen, denn sie fanden einigen Trost in einer bisher ungekannten gegenseitigen Herzlichkeit — wenn nicht die gewollten und ungewollten Quälereien der Gemeinderäte immer wieder für neue Bitterkeit und Seelenpein gesorgt hätten. Die genannten Beamten waren Mitglieder der Pariser Gemeindevertretung, die, aus den 48 Pariser Stadtbezirken gewählt, die radikalsten Elemente der Hauptstadt enthielt. Eine Kommission dieses Gemeinderates war mit der Bewachung der Gefangenen betraut, doch war sie in wichtigen Fällen auf die Entscheidung der Gesamtvertretung angewiesen. Was die königliche Familie von diesen Wächtern zu erwarten hatte, geht daraus hervor, daß der derzeitige Gemeinderat in der Nacht vom 9. zum 10. August in gewalttätiger Weise eigens zu dem Zwecke gebildet war, den Sturm auf die Tuilerien zu organisieren, und daß er am 2. September nicht nur die verworfenen Septembermörder bezahlt, sondern auch andere Städte zu gleichem Vorgehen aufgefordert hatte.

Am 29. September um 10 Uhr morgens traten fünf oder sechs Kommissare in das Zimmer der Königin, wo sich gerade die Gefangenen aufhielten. Einer von ihnen, namens Charbonnier, las dem Könige einen Erlaß des Stadtrates vor, welcher befahl, „Papier, Tinte, Federn, Bleistifte und beschriebenes Papier sowohl den Gefangenen als auch dem Diener und den anderen im Turme bedientesten Personen persönlich abzunehmen und ebenso die genannten Gegenstände aus den Zimmern zu entfernen". „Wenn Sie etwas gebrauchen," fügte Charbonnier hinzu, „so wird Cléry herunterkommen und Ihr Gesuch in ein Buch eintragen, welches im Sitzungssaale bleibt." Der König und die Seinen leerten darauf, ohne die geringste Einwendung zu machen, ihre Taschen und gaben sämtliche Papiere, Bleistifte, Taschenneceſſaires usw. hin, worauf die Kommissare noch die Zimmer und Schränke durchsuchten und alle in dem Erlaß bezeichneten Gegenstände mitnahmen. Bei ihrem Fortgehen erfuhr ich durch ein Mitglied der Deputation, daß der König noch an demselben Abend in den großen Turm gebracht werden sollte; ich teilte dies dem Könige durch die Prinzessin Elisabeth mit.

In der Tat: als der König nach dem Abendessen das Zimmer der Königin verließ, um sich in das seinige hinaufzubegeben, hieß ihn ein Beamter warten, da der Gemeinderat ihm etwas mitzuteilen habe. Eine Viertelstunde darauf traten dieselben sechs Kommissare, welche am Morgen den Gefangenen die Papiere abgenommen hatten, ein und verlasen dem Könige einen anderen Beschluß des Gemeinderates, welcher seine Ueberführung in den großen Turm anordnete. Obgleich der König von dieser Maßregel schon vorher benachrichtigt war, bereitete sie ihm doch den größten Schmerz; seine Angehörigen suchten in den Gesichtern der Kommissare zu lesen, worauf dieser neue Anschlag gegen den König hinausliefe, und waren untröstlich, als der König von ihnen Abschied nahm. Diese Trennung, ein Vorbote von so viel weiterer Trübsal, war eins der schmerzlichsten Ereignisse, welche die Majestäten im Temple erlebt haben. Ich folgte dem Könige in sein neues Gefängnis.

Das Zimmer des Königs im großen Turme war noch nicht fertiggestellt und enthielt nur ein Bett, aber kein einziges Möbel. Da Anstreicher und Tapezierer noch darin arbeiteten, war es mit einem unerträglichen Geruch erfüllt, und ich fürchtete, daß der König darüber unwohl werden würde. Mir gab man ein ganz entlegenes Zimmer, aber ich bestand darauf, bei dem Könige zu bleiben und verbrachte lieber die Nacht auf einem Stuhle neben seinem Bett. Am anderen Morgen setzte es der König mit vieler Mühe durch, daß ich ein Zimmer neben dem seinigen erhielt.

Nach dem Aufstehen Sr. Majestät wollte ich mich in den kleinen Turm begeben, um den Kronprinzen anzukleiden, aber die Beamten verboten es. Einer von ihnen, Véron, sagte mir: „Sie dürfen keinen Verkehr mehr mit den andern Gefangenen

unterhalten; auch Ihr Herr nicht; er darf nicht einmal seine Kinder wiedersehen."

Um 9 Uhr wollte der König zu seiner Familie geführt werden, aber die Kommissare schlugen dies ab, da sie keine solchen Weisungen erhalten hätten. Der König machte noch einige Einwendungen, erhielt aber keine Antwort.

Eine halbe Stunde später traten zwei Beamte ein, hinter sich einen Diener, welcher dem Könige als Frühstück ein Stück Brot und ein Fläschchen Fruchtwasser brachte. Se. Majestät bezeugte den Wunsch, mit seiner Familie zu Mittag zu essen, aber die Beamten antworteten, daß sie darüber erst Weisungen beim Stadtrate einholen müßten. „Aber so darf doch wohl wenigstens mein Diener sich zu meinem Sohn begeben," fuhr der König fort, „er ist mit seiner Bedienung beauftragt und ich sehe keinen Grund, weshalb er nicht seinen Dienst weiter ausüben sollte." „Das ist nicht unsere Sache," entgegneten die Gemeinderäte und entfernte sich.

Ich hatte dieses Gespräch, in einer Ecke des Zimmers sitzend, mit angehört. Mein Herz krampfte sich zusammen, wenn ich an das Schicksal der edlen Familie meines Herren dachte. Ich sah nicht nur den König in seinem Kummer, sondern dachte auch an den Kronprinzen, der nun vielleicht in andere Hände kam und den man, wie ich bereits hatte sagen hören, von seinen Eltern trennen wollte. Welche neue furchtbare Prüfung für die arme Königin!

Wie ich so in trüben Gedanken dasaß, kam der König zu mir, in der Hand das Brod, welches man ihm gebracht hatte, und bot mir die Hälfte davon an: „Man scheint Ihr Frühstück ganz vergessen zu haben; nehmen Sie hiervon etwas; ich habe an dem Rest genug." Ich weigerte mich, aber

der König ließ nicht nach. Die Tränen stürzten mir aus den Augen, und auch der König ließ den seinen ungehinderten Lauf.

Um 10 Uhr kamen andere Beamte in Begleitung von Handwerkern, welche die Arbeiten im Zimmer fortführen sollten. Einer der Kommissare erzählte dem Könige, daß er die Königin beim Frühstück gesehen habe, und daß es allen gut ginge. „Ich danke Ihnen," sagte der König, „und bitte Sie, meiner Familie Nachricht von mir zu geben und ihr zu sagen, daß ich mich wohl fühle. Könnte ich übrigens nicht einige Bücher bekommen, welche ich im Zimmer der Königin habe liegen lassen? Sie würden mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie sie mir schickten, denn ich habe hier nichts zu lesen." Der König gab die gewünschten Bücher an, und der Beamte war bereit, sie zu holen, da er aber nicht lesen konnte, ersuchte er mich, ihn zu begleiten. Ich war natürlich überglücklich über die Unwissenheit dieses Menschen und segnete den Himmel für den mir bevorstehenden Trost. Der König gab mir noch einige Befehle, das Uebrige sagten seine Augen.

Ich fand die Königin mit ihren Kindern und der Prinzessin Elisabeth in ihrem Zimmer; sie weinten alle, und mein Anblick vermehrte nur noch ihren Schmerz. Sie richteten hunderterlei Fragen an mich, die ich jedoch nur mit großer Vorsicht beantworten konnte. Dann wandte sich die Königin an meine Begleiter und bat erneut und flehentlich, wenigstens einige Augenblicke am Tage und während des Essens mit dem Könige zusammensein zu dürfen; es waren keine Klagen mehr, keine Tränen, es waren Schmerzensschreie . . . „Schön," sagte endlich einer der Kommissare, „sie sollen heute zusammen essen, aber da wir nur nach den Befehlen des Gemeinderates zu handeln haben,

werden wir morgen tun, was dieser vorschreibt." Seine Kollegen waren damit einverstanden.

Schon allein der Gedanke, den König wiedersehen zu dürfen, verschaffte der armen Gefangenen eine Erleichterung, welche an ein Gefühl von Beglücktheit grenzte. Die Königin, ihre Kinder in die Arme schließend, und Prinzessin Elisabeth, die Hände zum Himmel hebend, dankten Gott für das unerwartete Glück, welches er ihnen schenkte, und boten so einen ergreifenden Anblick. Einige der anwesenden Kommissare konnten ihre Tränen nicht zurückhalten (es ist das einzige Mal an diesem schrecklichen Orte, daß ich diese Menschen habe weinen sehen). Einer, der Schuster Simon, sagte ziemlich laut: „Ich glaube fast, diese Frauenzimmer bringen einen zum Weinen", darauf wandte er sich an die Königin mit den Worten: „Als Sie das Volk niedermachen ließen, am 10. August, weinten Sie nicht." „Oh, das Volk wird schrecklich über unsere Gesinnung getäuscht", erwiderte die Königin.

Ich nahm nun die Bücher, welche der König wünschte, und brachte sie ihm. Die Beamten, welche mit mir gegangen waren, teilten ihm nun auch mit, daß er mit seiner Familie zusammenkommen dürfe und waren auch einverstanden, als ich bemerkte, daß ich doch ohne Zweifel den Prinzen und die Damen weiter bedienen dürfte. So bekam ich Gelegenheit, der Königin mitzuteilen, was der König inzwischen erlebt hatte, und wie sehr er seit seiner Trennung von ihr gelitten habe.

Das Essen wurde dann auch bei dem Könige aufgetragen, und die königliche Familie begab sich dorthin. An ihren Freudeausbrüchen konnte man ermessen, wie quälend ihre Angst gewesen war. Man hörte auch vorläufig nichts mehr von dem Beschlusse des Gemeinderates, und die Gefangenen ver-

einigten ſich auch fernerhin zu den Stunden der Mahlzeiten und des Spazierganges. Nach dem Eſſen zeigte man der Königin das Zimmer, welches man für ſie über dem des Königs einrichtete; ſie drängte die Arbeiter, ſich zu beeilen, aber dieſe wurden trotzdem erſt nach drei Wochen fertig.

Während dieſer Zeit ſetzte ich meinen Dienſt bei den Majeſtäten, dem Kronprinzen und den Prinzeſſinnen fort; ihr Leben war ungefähr das gleiche, wie vorher, und auch der Unterricht, welchen der König ſeinem Sohne zu Teil werden ließ, erfuhr keine Unterbrechung, aber da die Unterbringung der Gefangenen in zwei verſchiedenen Türmen die Bewachung ſchwieriger geſtaltete, wurde ſie auch ſchärfer. Die Zahl der Beamten wurde vermehrt, und ihr Mißtrauen machte es immer ſchwieriger, ſich über die Ereigniſſe außerhalb des Temple zu informieren. Dennoch gelang es mir in folgender Weiſe:

Unter dem Vorwande, mir Wäſche und andere notwendige Dinge bringen zu laſſen, erwirkte ich die Erlaubnis, einmal wöchentlich den Beſuch meiner Frau im Temple zu empfangen. Sie kam ſtets mit einer befreundeten Dame, welche ſich als Verwandte ausgab und durch ihren Opfermut und die Gefahren, denen ſie ſich mehrmals ausſetzte, der königlichen Familie eine rührende Treue bewieſen hat. Wenn die beiden Damen da waren, ließ man mich in den Sitzungsſaal herunterkommen, wo ich aber nur in Gegenwart der Gemeinderäte mit ihnen ſprechen durfte. Da wegen dieſer ſcharfen Bewachung die erſten Beſuche nicht den gewünſchten Erfolg hatten, gab ich ihnen zu verſtehen, daß ſie erſt um 1 Uhr mittags kommen ſollten, denn in dieſer Zeit gingen die Gefangenen ſpazieren und die meiſten Beamten begleiteten ſie. Nur ein Beamter blieb gewöhnlich im Sitzungszimmer zurück, und wenn dieſer ein an-

ständiger Mensch war, ließ er uns etwas mehr Freiheit, ohne uns jedoch aus dem Auge zu lassen.

Da ich auf diese Weise sprechen konnte, ohne gehört zu werden, erkundigte ich mich nach den Personen, welche der königlichen Familie nahe standen, und nach den Vorgängen im Konvent. Meine Frau bezahlte auch den Ausrufer, welcher, wie ich schon sagte, alle Tage dicht bei der Mauer des Temple mehrmals den Inhalt der Zeitungen ausrief.

Zu diesen Erkundigungen kam das, was ich von einzelnen Kommissaren und besonders von einem überaus treuen Diener des Königs, namens Turgi, erfuhr. Dieser, ein früherer Küchenjunge des Königs, hatte sich aus Liebe für seinen Herrn mit zwei Kameraden, Marchand und Chrétien, im Temple anstellen lassen. Alle drei hatten aus einer sehr entfernt liegenden Küche das Essen für die Gefangenen zu holen und außerdem die Einkäufe zu machen. Wenn Turgi, welcher in dieser Obliegenheit mit den anderen abwechselte, an die Reihe kam, in die Stadt zu gehen, etwa zwei- bis dreimal wöchentlich, so konnte er sich über die Vorgänge draußen erkundigen. Die Schwierigkeit war nur, wie er mir seine Neuigkeiten mitteilen sollte, denn man hatte ihm streng verboten, mit mir zu sprechen, außer in dienstlichen Angelegenheiten, und auch dann immer nur in Gegenwart von Beamten. Wenn er mir daher etwas zu sagen hatte, gab er mir ein Zeichen, und ich zog ihn unter verschiedenen Vorwänden ins Gespräch. Entweder bat ich ihn, mich zu frisieren, und Prinzessin Elisabeth, welche um meine Beziehungen zu Turgi wußte, sprach dann mit dem Beamten und gab mir so Gelegenheit für einige Erkundigungen — oder ich gab Turgi irgend einen Anlaß in mein Zimmer zu treten, wobei er dann Zeitungen, Flug-

blätter und andere Schriften, die er für mich hatte, auf mein Bett legte.

Wenn der König oder die Königin eine Auskunft von draußen wünschten und der Tag, an welchem meine Frau kam, noch fern war, so hielt ich mich ebenfalls an Turgi. War die Reihe zum Ausgehen noch nicht an ihm, so tat ich, als ob ich irgend etwas für den königlichen Dienst gebrauchte. „Ein andermal", antwortete er dann. „Schön", sagte ich darauf mit gleichgiltiger Stimme, „dann muß der König eben warten." Auf diese Weise suchte ich die Beamten dazu zu bringen, daß sie ihm befahlen, sich aufzumachen. Oft taten sie dies auch, und dann erhielt ich am selben Abend oder am nächsten Morgen die gewünschte Auskunft. Dieses Verständigungsmittel war ein für allemal unter uns abgemacht, aber wir mußten uns hüten, es mehrmals vor denselben Kommissären anzuwenden.

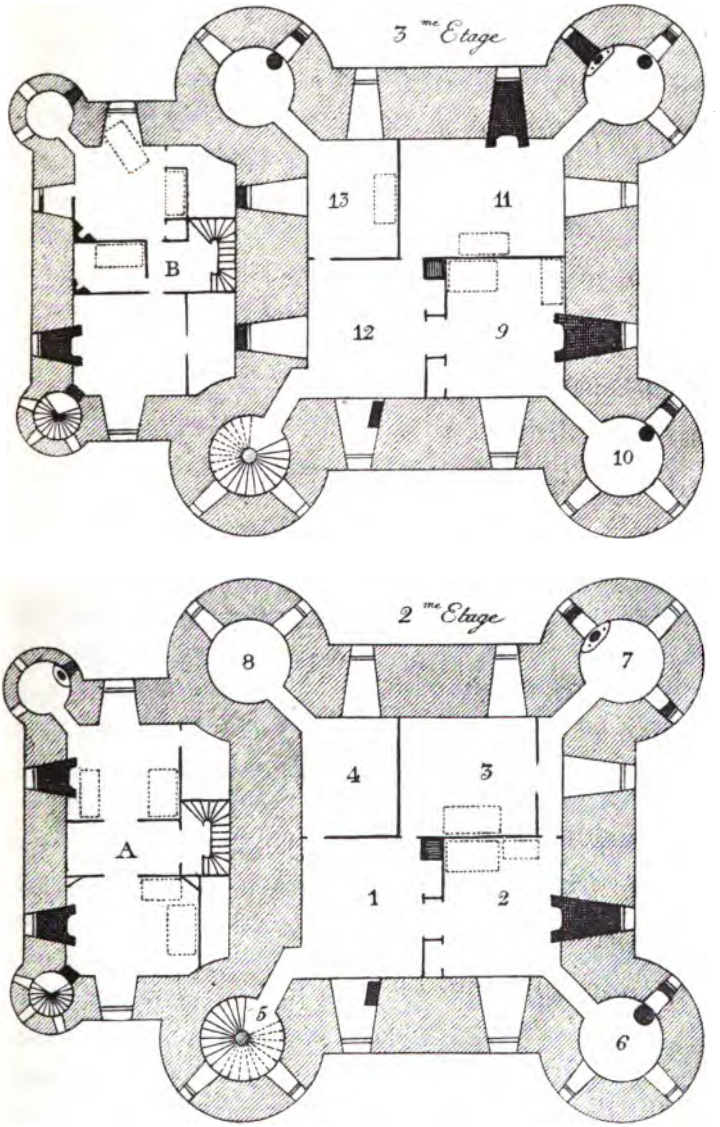
Neue Hindernisse entstanden, wenn ich dem Könige mitteilen wollte, was ich erfahren hatte. Am Abend konnte ich nur in den Augenblicken mit ihm sprechen, wo die Beamten abgelöst wurden, und bei seinem Zubettgehen. Auch morgens konnte ich nur einige Worte zu ihm äußern, wenn die Beamten noch nicht so weit waren, um vor dem Könige zu erscheinen. Ich tat dann, als ob ich ohne sie nicht zu Sr. Majestät hineingehen wollte, ließ sie aber merken, daß der König auf mich wartete. Erlaubten sie mir, ohne sie einzutreten, so zog ich schleunigst die Vorhänge von dem Bett des Königs zurück und konnte dann ungesehen und ungehört mit ihm sprechen, während ich ihm die Strümpfe anzog. Meistens aber wurde meine Erwartung getäuscht, und die Kommissare zwangen mich, das Ende ihrer Toilette abzuwarten, um mit ihnen zusammen zum Könige hineinzugehen. Einige von ihnen waren sogar so grob gegen

mich, daß sie mich zwangen, morgens ihre Gurtbetten fortzustellen und abends wieder aufzuschlagen, und daß sie mich fortwährend mit Schimpfworten bedachten. Aber dieses Betragen gab mir nur ein neues Mittel in die Hand, den Majestäten nützlich zu sein; denn da ich der Barschheit der Kommissare nur mit Freundlichkeit und Gefälligkeit begegnete, nahm ich sie fast wider ihren Willen für mich ein; ich flößte ihnen Vertrauen ein, ohne daß sie es merkten, und konnte daher oft von ihnen selbst erfahren, was ich zu wissen wünschte.

Das angegebene Verhalten hatte ich seit meiner Übersiedelung in den Temple stets gewissenhaft beobachtet, als ein ebenso sonderbares wie unerwartetes Ereignis mich befürchten lassen mußte, daß ich ein für alle Male von der königlichen Familie getrennt werden würde.

Eines Abends gegen 6 Uhr, am 5. Oktober, als ich die Königin in ihr Zimmer begleitet hatte und mich mit zwei Beamten wieder zum Könige begeben wollte, hielt mich der Posten, welcher an der Tür des Haupt-Wachtlokals stand, am Arme fest, nannte mich bei Namen, fragte, wie es mir ginge, und bat mich mit geheimnisvoller Miene, ihm einige Worte zu gestatten. Ich erwiderte: „Sprechen Sie bitte laut, ich darf mit niemand leise sprechen.“ „Man hat mir versichert,“ sagte der Posten, „daß der König seit einigen Tagen in eine Einzelzelle gebracht ist, und daß Sie sich bei ihm befinden.“ „Sie sehen ja, daß dies nicht der Fall ist,“ entgegnete ich und ging weiter. Während dieses Gespräches war einer der Gemeinderäte vor mir, der andere hinter mir; der erstere war stehen geblieben und hatte uns sprechen hören.

Am andern Morgen erwarteten mich zwei Beamte vor der Tür der Königin und brachten mich in das Sitzungszimmer,



Grundriß des Temple.

wo einige Gemeinderäte mich verhörten. Ich gab das Gespräch mit dem Posten so an, wie es gewesen war, und der Beamte, welcher uns gehört hatte, bestätigte meine Aussage; der andere hingegen blieb dabei, daß der Posten mir ein Stück Papier eingehändigt habe, daß er das Knistern desselben gehört habe und daß es ein Brief an den König gewesen sei. Ich bestritt dies, indem ich die Kommissare aufforderte, mich zu durchsuchen und Nachforschungen anzustellen. Man nahm die Aussagen zu Protokoll; der Posten wurde in meinem Beisein verhört und zu 24 Stunden Gefängnis verurteilt.

Damit hielt ich die Angelegenheit für erledigt, als am 26. Oktober während des Essens der königlichen Familie ein Kommissar eintrat, hinter sich 6 Gendarmen mit gezogenen Säbeln, einen Gerichtsschreiber und einen Gerichtsdiener, beide in Uniform. Ich glaubte, daß man den König abholen wollte, und erschrak furchtbar. Die königliche Familie sprang auf, und der König fragte, was man von ihm wolle. Statt jeder Antwort rief mich der Kommissar in das Nebenzimmer, wohin die Gendarmen uns folgten; dort las mir der Schreiber einen Verhaftungsbefehl vor, worauf man sich meiner Person versicherte, um mich vor Gericht zu führen. Ich bat noch um die Erlaubnis, den König benachrichtigen zu dürfen, aber man antwortete mir, daß ich ihn von jetzt an nicht mehr sprechen dürfe. Der Kommissar fügte hinzu: „Nehmen Sie nur ein Hemd mit, es wird nicht lange dauern.“ Ich glaubte, ihn zu verstehen und nahm nur meinen Hut. Dabei mußte ich an dem Könige und den Seinen vorbei, welche noch standen und aufs äußerste über meine Fortführung bestürzt waren. Der Pöbel, welcher bis in den Turm des Temple gedrungen war, überhäufte mich mit Schimpfworten und forderte meinen Kopf. Ein Offizier

der Nationalgarde hielt dem aber entgegen, daß man mich aufsparen müsse, bis ich alle Geheimnisse, die ich allein wissen könnte, hergegeben habe. Verwünschungen begleiteten mich auf dem ganzen Wege.

Im Justizpalast angekommen, brachte man mich sofort in Einzelhaft. Dort verblieb ich 6 Stunden, mich vergebens abquälend, um zu entdecken, was zu meiner Verhaftung geführt haben könnte. Ich entsann mich nur, daß am Morgen des 10. August, beim Sturm auf die Tuilerien, mehrere Personen, die ebenfalls belagert waren und zu entweichen suchten, mich gebeten hatten, in meiner Kommode einige Schmucksachen und verschiedene Papiere zu verwahren, welche sie hätten verraten können. Ich glaubte nun, daß man diese Papiere aufgefunden habe und daß sie mein Verderben herbeiführen würden.

Um 8 Uhr erschien ich vor den mir unbekannten Richtern Es war eins der Revolutionstribunale, welche am 17. August gebildet waren, um unter denen, die der Volkswut entgangen waren, eine Auswahl zu treffen und ihnen den Prozeß zu machen.

Wie erstaunte ich aber, als ich auf der Anklagebank denselben jungen Menschen sah, welcher mir vor drei Wochen einen Brief zugesteckt haben sollte, und als ich in dem Ankläger denselben Gemeinderat erkannte, welcher mich damals verdächtigt hatte! Man fragte mich aus und vernahm die Zeugen. Der Beamte wiederholte seine Beschuldigung; ich entgegnete ihm, daß er in diesem Falle nicht würdig sei, Vertreter des Volkes zu sein; denn wenn er das Knistern des Papiers gehört und einen Brief gesehen hätte, so hätte er mich sofort durchsuchen müssen, statt 18 Stunden zu warten, ehe er mich anzeigte. Nach der

Verhandlung schritten die Geschworenen zur Abstimmung, und auf ihren Spruch hin wurden wir freigesprochen. Der Präsident beauftragte vier Gemeinderäte, welche bei der Verhandlung zugegen gewesen waren, mich zum Temple zurückzuführen. Es war gerade Mitternacht, und der König wollte sich zur Ruhe begeben. Ich durfte ihm meine Rückkehr melden. Die königliche Familie hatte den wärmsten Anteil an meinem Ergehen genommen und mich schon für verloren gehalten.

Um diese Zeit nahm die Königin ihren Umzug in die Räumlichkeiten vor, welche man für sie im Großen Turme zurecht gemacht hatte. Aber auch dieser so heiß ersehnte Tag, welcher den Majestäten einigen Trost zu verheißen schien, sollte nicht ohne eine neue Härte gegen die Königin von Seiten der Beamten vergehen. Seit den ersten Tagen ihrer Gefangenschaft sah man, wie die Königin ihr ganzes Dasein ihrem Sohne widmete und in seiner Dankbarkeit und Zärtlichkeit eine Stärkung in ihren Leiden fand: jetzt entriß man ihr den Sohn, ohne sie vorher davon zu benachrichtigen. Ihr Schmerz darüber war unsagbar. Da man den Prinzen nun wieder zum Könige brachte, so wurde ich mit seiner Abwartung beauftragt, und die Königin bat mich in rührenden Worten, mich dem Wohle ihres Kindes zu widmen.

Da die Ereignisse, von welchen ich von jetzt an zu sprechen habe, sich an einem anderen Orte zutrugen als dem, welchen ich oben beschrieben habe, so halte ich es für geboten, an dieser Stelle auf die neue Wohnung der Majestäten etwas einzugehen.

Der Große Turm von ungefähr 150 Fuß Höhe enthält vier gewölbte Stockwerke, welche in der Mitte von einem von der Grundfläche bis zum Dache durchgehenden starken Pfeiler

getragen werden. Das Innere hat ungefähr 30 Fuß im Quadrat.

Das zweite und dritte Stockwerk, welches für die königliche Familie bestimmt war und ebenso wie die anderen ursprünglich aus einem einzigen Raume bestand, war durch Bretterverschläge in vier Räume eingeteilt. Das Erdgeschoß wurde von den Kommissaren benutzt, das erste Stockwerk diente als Wachtlokal, das zweite bewohnte der König.

Der erste Raum seiner Wohnung war ein Vorzimmer (1), aus welchem drei Türen in drei verschiedene Zimmer führten. Gegenüber der Eingangstür ging es in das Zimmer des Königs (2), wo auch das Bett des Kronprinzen aufgeschlagen war; zur Linken befand sich mein Zimmer (3) und der Speisesaal (4), letzterer von dem Vorraum durch eine Glastür getrennt. Das Zimmer des Königs wurde durch einen Kamin geheizt, während ein im Vorzimmer aufgestellter großer Ofen die beiden anderen Zimmer erwärmte. Alle vier Räume hatten zwar Fenster, aber diese waren mit dicken Eisenstangen versichert und Blendkästen hinderten den freien Luftzutritt; außerdem waren die Fensternischen 9 Fuß dick.

Der große Turm stand in allen vier Stockwerken mit vier an den Ecken befindlichen Türmchen in Verbindung. In einem dieser Türmchen (5) führte eine Treppe bis zu den Zinnen des Gebäudes, erhellt durch 7 Öffnungen, welche man in gewissen Abständen angebracht hatte. Von dieser Treppe aus konnte man in jedes Stockwerk durch zwei Türen gelangen, die äußere eine starke, mit Nägeln beschlagene eichene Bohlentür, die innere aus Eisen.

Das zweite Türmchen (6) stand mit dem Zimmer des Königs in freier Verbindung und bildete zu demselben ein

Kabinett. Im dritten Türmchen (7) hatte man eine Garderobe eingerichtet, und das vierte (8) enthielt das Brennmaterial und tagsüber die Betten der Beamten, welche die Nacht in der Nähe des Königs schliefen.

Die Decke in den vier Zimmern des Königs war künstlich aus Segeltuch hergestellt, während die Bretterwände mit Tapete beklebt waren. Die Tapete des Vorzimmers stellte das Innere eines Gefängnisses dar, und auf eine Türfüllung hatte man in mächtigen Buchstaben die „Erklärung der Menschenrechte" in blau-weiß-roter Umrahmung geklebt. Eine Kommode, ein kleiner Schreibtisch, vier Polsterstühle, ein Lehnstuhl, einige Stühle mit Strohgeflecht, ein Spiegel auf dem Kamin und ein Bett mit grünen Damastvorhängen bildeten das ganze Mobiliar des königlichen Zimmers. Die genannten Möbel, wie auch die der anderen Zimmer, waren dem Palais des Temple entliehen, und das Bett, in welchem der König schlief, war bisher von dem Kapitän der Garde des Grafen von Artois benutzt worden.*)

Die Königin wohnte im 3. Stock; ihre Zimmer waren ebenso angeordnet, wie die des Königs. Sie selbst wohnte mit ihrer Tochter über dem Zimmer ihres Gemahls (9) und das anstoßende Türmchen (10) diente ihnen als Kabinet; Prinzessin Elisabeth bewohnte das Zimmer über dem meinigen (11); das erste Zimmer diente auch in diesem Stock als Vorzimmer (12) und bei Tag und bei Nacht den Beamten als Aufenthaltsraum.

*) Anm. Der Herzog von Angoulême war als Groß-Prior von Frankreich Eigentümer des Templepalais, aber der Graf von Artois (sein Vater) hatte es möblieren lassen und benutzte es, wenn er nach Paris kam, als Absteigequartier. Der große Turm lag mitten im Garten 200 Schritt von dem Hauptgebäude entfernt und hatte bisher als Archiv für die Akten des Johanniterordens gedient.

Ueber dem Speisesaale des 2. Stockes wurde Tison und seine Frau einquartiert (13).

Das 4. Stockwerk war nicht bewohnt, aber eine Galerie führte hinter den Zinnen im Innern herum und diente bisweilen als Spaziergang. Damit aber die Gefangenen weder zwischen den Zinnen hindurchsehen, noch selbst gesehen werden konnten, hatte man die Zwischenräume mit Brettern vernagelt.

Seit der Vereinigung der Majestäten im Großen Turme änderte sich wenig an den Stunden der Mahlzeiten, des Vorlesens und Spazierengehens, ebenso wie die Zeit, welche der König und die Königin der Erziehung ihrer Kinder widmeten, dieselbe blieb. Nach seinem Aufstehen las der König in dem Gebetbuch der Ritter des Ordens vom heiligen Geiste, und da man ihm nicht erlaubte, die Messe im Temple lesen zu lassen, nicht einmal an den Festtagen, so hatte er sich durch mich das in der Diözese Paris eingeführte Gebetbuch besorgen lassen. Der König war tief religiös, aber sein reiner und klarer Glauben hatte ihn nie seine anderen Pflichten vergessen lassen. Seine gewöhnliche Lektüre seit seiner Gefangensetzung im Temple waren Reisebeschreibungen, die Werke von Montesquieu und von Buffon, das „Schauspiel der Natur" von Pluche, die Geschichte Englands von Hume in englischer, die „Nachfolge Christi" in lateinischer und Tasso in italienischer Sprache; auch Dramen las der König häufig; vier Stunden am Tage widmete er der Lektüre lateinischer Schriftsteller.

Prinzessin Elisabeth und die Königin hatten den Wunsch nach ähnlichen Andachtsbüchern, wie der König sie benutzte, zu erkennen gegeben. Der König befahl mir daher, sie zu kaufen. Wie oft habe ich nicht Prinzessin Elisabeth in inbrünstigem Gebet neben ihrem Bette knieend gefunden!

Um 9 Uhr holte man den König und seinen Sohn zum Frühstück ab, wozu ich sie begleitete. Darauf machte ich den drei Damen das Haar und zeigte auf Befehl der Königin der Prinzessin das Frisieren. Während dieser Zeit spielte der König mit der Königin oder Prinzessin Elisabeth Dame oder Schach.

Nach dem Mittagessen spielte der Prinz mit seiner Schwester im Vorzimmer Spiele wie Federball oder Siam. Dabei war Prinzessin Elisabeth immer zugegen und saß, mit einem Buche in der Hand, an einem Tisch. Auch ich hielt mich dann in diesem Zimmer auf und las bisweilen, wobei ich mich auf ausdrücklichen Wunsch der Prinzessin mit an den Tisch setzte. Durch diese Verteilung der königlichen Familie wurden oft die beiden wachhabenden Beamten beunruhigt, denn sie wollten weder den König noch die Königin allein lassen, noch viel weniger sich trennen, da sie sich gegenseitig mißtrauten. Daher benutzte Prinzessin Elisabeth häufig diesen Augenblick, um Fragen an mich zu richten oder mir Weisungen zu geben. Ich hörte sie an und antwortete ihr, ohne den Blick von meinem Buche abzuwenden, um nicht von den Kommissaren überrascht zu werden. Der Kronprinz und seine Schwester, im Einverständnis mit ihrer Tante, erleichterten diese Unterhaltungen durch ihr lärmendes Spiel und warnten jene häufig durch irgend ein Zeichen, wenn die Beamten in das Zimmer hereinkamen.

Besonders mußte ich Tison mißtrauen, welcher sogar den Beamten verdächtig war, da er sie mehrmals denunziert hatte. Umsonst behandelten ihn der König und die Königin mit großer Freundlichkeit; nichts konnte seine angeborene Bösartigkeit mildern.

Des Abends, vor dem Zubettgehen, ſtellten die Beamten ihre Betten in der Weiſe im Vorzimmer auf, daß ſie das Zimmer des Königs verſperrten. Sie ſchloſſen ferner die Tür ab, welche aus meinem Zimmer in das des Königs führte, und nahmen den Schlüſſel zu ſich. So mußte ich, wenn der König mich während der Nacht rief, durch das Vorzimmer hindurch und hatte oft die üble Laune der Beamten auszuſtehen und zu warten, bis es ihnen gefiel, ſich zu erheben.

Am 7. Oktober, um 6 Uhr nachmittags, rief man mich in das Sitzungszimmer hinab, wo ich ungefähr zwanzig Gemeinderäte um Manuel verſammelt fand, der ſeine Stellung als Stadtſyndikus mit der eines Mitgliedes des Nationalkonvents vertauſcht hatte. Seine Gegenwart überraſchte und beunruhigte mich. Man befahl mir, dem Könige noch an dieſem Abende die Orden, welche er noch trug, wie das Ludwigskreuz und den Orden vom Goldenen Fließ, abzunehmen; den Orden vom Heiligen Geiſte trug der König nicht mehr, da derſelbe von der erſten Verſammlung abgeſchafft worden war.

Ich machte gegen dieſen Befehl geltend, daß ich nicht gehorchen könnte, da es nicht mein Amt ſei, dem Könige die Beſchlüſſe des Gemeinderates mitzuteilen. Dieſe Antwort gab ich, um Zeit zu haben, Se. Majeſtät vorzubereiten; übrigens merkte ich auch an der Verlegenheit der Gemeinderäte, daß ſie in dieſem Falle handelten, ohne durch irgend einen Beſchluß weder des Konvents noch des Gemeinderates dazu ermächtigt zu ſein. Die Kommiſſare weigerten ſich auch zuerſt, zu dem Könige hinauf zu gehen, bis Manuel ſie dazu beſtimmte, indem er ſich erbot, ſie zu begleiten. Der König ſaß am Tiſche und las. Manuel ſprach ihn zuerſt an, und die Unterhaltung, welche nun folgte, iſt ebenſo bemerkenswert wegen der unziemlichen

Vertraulichkeit Manuels, wie wegen der Ruhe und Selbstbeherrschung des Königs.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte Manuel, „haben Sie irgend etwas nötig?“ — „Ich bin mit dem zufrieden, was ich habe,“ antwortete der König. — „Sie haben doch sicher von den Siegen unserer Heere gehört, von der Einnahme von Speier und von Nizza und von der Eroberung Savoyens?“ — „Ich habe vor einigen Tagen einen der Herren, welcher die Abendzeitung las, davon sprechen hören“. — „Wie! lesen Sie denn nicht die Zeitungen, welche jetzt so interessant zu werden beginnen?“ — „Man gibt mir keine.“ — „Meine Herren“, sagte Manuel, indem er sich an die Gemeinderäte wandte, „Sie müssen ihm (er zeigte dabei auf den König) immer die Zeitungen geben, es ist gut, daß er unsere Erfolge erfährt.“ Dann sprach er wieder zum Könige: „Die demokratischen Grundsätze finden immer weitere Verbreitung. Sie wissen doch, daß das Volk das Königtum abgeschafft hat?“ — „Ich habe es gehört und wünsche von Herzen, daß die Franzosen dabei das Glück finden mögen, welches ich ihnen stets habe verschaffen wollen.“ — „Wissen Sie auch, daß die Nationalversammlung alle Orden abgeschafft hat? Man hätte Sie darauf aufmerksam machen sollen, daß Sie alle Abzeichen abzulegen haben. Da Sie in die Reihe der anderen Bürger zurückgetreten sind, so müssen Sie auch ebenso behandelt werden. Im übrigen fordern Sie alles, was Sie gebrauchen, man wird sofort bereit sein, es ihnen zu beschaffen.“ — „Ich danke Ihnen,“ sagte der König, aber ich habe nichts nötig.“ — Damit nahm er sein Buch wieder zur Hand. Manuel hatte gehofft, Bedauern bei ihm zu entdecken oder seine Ungeduld reizen zu können, aber er fand nur völlige Ergebenheit und unerschütterliche Ruhe.

Die Deputation zog sich zurück; einer der Gemeinderäte befahl mir, ihm in das Sitzungszimmer zu folgen, wo man mir von neuem befahl, dem Könige seine Ordensabzeichen abzunehmen. Manuel fügte hinzu: „Ich empfehle Ihnen, die Orden und Bänder in den Konvent zu schicken. Außerdem muß ich Ihnen mitteilen, daß die Gefangenschaft Ludwig XVI. noch lange dauern kann, und daß, wenn Sie nicht die Absicht haben sollten, hier zu bleiben, Sie gut täten, es jetzt zu sagen. Man hat nämlich die Absicht, um die Ueberwachung zu erleichtern, die Zahl der im Turme beschäftigten Personen herabzusetzen. Wenn Sie also beim Könige bleiben, so werden Sie ganz und gar allein sein, und ihr Dienst wird noch mühevoller werden. Man wird Ihnen Holz und Wasser für eine Woche bringen, aber Sie werden das Zimmer zu reinigen und die anderen Arbeiten zu verrichten haben.“ Ich antwortete, daß ich entschlossen sei, den König nie zu verlassen, und mich gern in alles fügen würde. Darauf brachte man mich in das Zimmer des Königs zurück. Dieser sagte mir: „Sie haben den Wunsch der Herren gehört; trennen Sie noch heute Abend die Orden von meinen Kleidern ab!“

Als ich am andern Morgen den König ankleidete, teilte ich ihm mit, daß ich die Orden und Bänder eingeschlossen habe, obgleich Manuel mir zu verstehen gegeben hätte, daß ich sie am besten in den Konvent schickte. „Sie haben gut daran getan,“ sagte mir der König.

Man hat das Gerücht verbreitet, daß Manuel im Laufe des September in den Temple gekommen war, um Se. Majestät zu veranlassen, an den König von Preußen zu schreiben, als dieser in die Champagne einrückte. Ich kann versichern, daß Manuel während der Zeit, daß ich im Turme war, nur zweimal in diesen

gekommen ist, am 3. September und am 7. Oktober, daß er jedesmal von einer großen Zahl Beamten begleitet war und daß er nie mit dem Könige allein gesprochen hat.

Am 9. Oktober brachte man Sr. Majestät den Bericht über die Verhandlungen des Konventes, aber einige Tage später setzte ein Beamter namens Michel, ein Parfümeriehändler, einen Beschluß durch, durch welchen von neuem das Hereinbringen von Zeitungen in den Turm verboten wurde. Er rief mich in das Beratungszimmer und fragte mich, auf wessen Ermächtigung hin ich an meine Adresse Zeitungen kommen ließe. Man brachte nämlich alle Tage, ohne daß ich vorher etwas erfuhr, vier Zeitungen mit der gedruckten Aufschrift: „An den Kammerdiener Ludwig XVI. im Turm des Temple.“ Ich habe bis auf den heutigen Tag noch nicht den Namen der Person erfahren können, welche das Abonnement dieser Zeitungen bezahlte. Michel wollte mich zwingen, sie ihm zu nennen; er ließ mich an die Redakteure der Zeitungen schreiben, um Aufklärung zu erhalten, aber ihre Antworten, wenn sie überhaupt eine gaben, wurden mir nicht mitgeteilt.

Das Verbot, in den Turm Zeitungen hineinzulassen, wurde nur durchbrochen, wenn dieselben Gelegenheit zu einer neuen Beleidigung boten. Enthielten sie Beschimpfungen gegen den König oder die Königin, blutige Drohungen oder niederträchtige Verleumdungen, so besaßen einige Beamte die ausgesuchte Nichtswürdigkeit, die betreffende Nummer im Zimmer des Königs auf den Kamin oder die Kommode zu legen, damit sie ihm in die Hände fielen.

So las der König eines Tages in einem dieser Blätter das Verlangen eines Kanoniers, welcher den Kopf des Tyrannen Ludwig XVI. begehrte, um ihn in seine Kanone zu laden und

zum Feinde hinüber zu ſchießen. Ein anderes dieſer Blätter, welches ſich mit der Prinzeſſin Eliſabeth befaßte und die Bewunderung zerſtören wollte, welche ihre Aufopferung für den König und die Königin dem Publikum einflößte, ſuchte ihre Tugendhaftigkeit durch die unglaublichſten Verleumdungen herabzuſetzen. Ein drittes Blatt verlangte, daß man die beiden kleinen Beſtien (womit der Kronprinz und ſeine Schweſter gemeint waren) im Turme erdroſſeln müſſe.

Den König ſchienen ſolche Artikel nur hinſichtlich des Volkes zu berühren. „Die Franzoſen," ſagte er, „ſind ſehr zu beklagen, daß ſie ſich ſo täuſchen laſſen." Ich bemühte mich, dieſe Zeitungen den Blicken des Königs zu entziehen, vorausgeſetzt daß ich ſie zuerſt bemerkte; aber oft legte man ſie ihm hin, wenn mein Dienſt mich außerhalb des Zimmers hielt. Auf dieſe Art hat der König faſt alle Artikel geleſen, welche in der Abſicht geſchrieben waren, die königliche Familie zu kränken, das Volk zum Königsmorde aufzureizen, oder es darauf vorzubereiten, ihn ruhig geſchehen zu laſſen. Nur wer die rohen Schriften dieſer Zeit kennt, kann ſich einen Begriff von der furchtbaren Qual machen, die der König bei ihrem Leſen empfinden mußte.

Der Einfluß dieſer blutdürftigen Schriften zeigte ſich bald in dem Benehmen der meiſten Gemeinderäte, welche nie ſo hart und mißtrauiſch geweſen waren, wie jetzt.

Eines Tages hatte ich nach dem Eſſen im Sitzungszimmer eine Wirtſchaftsrechnung geſchrieben und ſie in ein Pult eingeſchloſſen, deſſen Schlüſſel in meinen Händen war. Kaum war ich hinausgegangen, als der Kommiſſar Marino, obgleich er keinen Dienſt hatte, ſeine Kollegen aufforderte, das Pult zu öffnen, um nachzuſehen, was es enthielte, und feſtzuſtellen, ob

ich nicht eine Korrespondenz mit den Volksfeinden unterhielte „Ich kenne ihn wohl," sagte er, „und ich weiß, daß er für den König Briefe empfängt." Dann machte er seinen Kollegen wegen ihres schonenden Verhaltens Vorwürfe, überhäufte sie mit Beleidigungen, drohte, daß er sie als Komplizen bei dem Gemeinderate anzeigen würde, und ging in der Tat fort, um dieses Vorhaben auszuführen. Man nahm sofort ein Protokoll von allen in meinem Pulte befindlichen Papieren auf und schickte es nach dem Rathause, wo Marino inzwischen schon seine Anklage erhoben hatte.

Derselbe Beamte behauptete eines Tages, als man mir ein Damenbrettt brachte, dessen Felder ich mit Zustimmung seiner Kollegen hatte neu besetzen lassen, daß dieses Briefe enthielte; er nahm es infolge dessen ganz auseinander und ließ, als er nichts fand, die Felder in seiner Gegenwart wieder aufkleben.

An einem Donnerstage war meine Frau mit ihrer Freundin wie gewöhnlich in den Temple gekommen, wo wir uns im Sitzungszimmer unterhielten. Die Gefangenen, welche gerade ihren Spaziergang machten, nickten uns mit dem Kopfe zu. Diese harmlose Bewegung wurde von Marino bemerkt; sie genügte für ihn, um meine Frau und ihre Freundin in dem Augenblicke verhaften zu lassen, als sie das Sitzungszimmer verließen. Man fragte sie einzeln aus. Man fragte meine Frau, wer die Dame sei, welche sie begleitete; sie antwortete: „Meine Schwester!" Als diese aber über dieselbe Sache befragt wurde, sagte sie: „Meine Cousine". Dieser Widerspruch gab Anlaß zu einem langen Verhör und zu den schwersten Verdächtigungen. Marino behauptete, daß die Dame ein verkleideter Page der

Königin sei. Erst nach drei Stunden eines überaus peinlichen und kränkenden Verhörs gab man sie frei.

Man erlaubte ihnen auch ferner in den Temple zu kommen, aber wir verdoppelten doch unsere Vorsicht und Achtsamkeit. Oft gelang es mir bei diesen kurzen Unterredungen, ihnen einen Zettel einzuhändigen, der mit einem Bleistift beschrieben war, welcher dem Suchen der Beamten entgangen war und von mir sorgfältig verborgen wurde. Es waren meistens Fragen, welche die Majestäten stellten, um irgend welche Auskunft zu erhalten. Glücklicherweise hatte ich an diesem Tage keinen Zettel geschrieben; wenn man bei den Frauen irgend ein Papier gefunden hätte, wären wir alle drei in die höchste Gefahr gekommen.

Andere Kommissare zeichneten sich durch die unglaublichsten Einfälle aus. Der eine ließ mich unsere Zwiebäcke zerbrechen, um zu sehen, ob nicht in ihnen Zettel versteckt wären. Ein anderer befahl mir aus demselben Grunde, vor seinen Augen Pfirsiche zu zerteilen und ihre Kerne aufzuknacken. Ein dritter zwang mich eines Tages, die für das Rasieren des Königs bestimmte Seifenessenz zu trinken, da er zu fürchten schien, daß es Gift wäre. Nach jeder Mahlzeit gab mir Prinzessin Elisabeth ein kleines Messer mit goldener Klinge zu reinigen. Oft rissen es mir die Kommissare fort, um nachzusehen, ob ich nicht heimlich einen Zettel in die Scheide gesteckt hätte.

Prinzessin Elisabeth hatte mir befohlen, der Herzogin von Sérent ein Andachtsbuch zuzuschicken. Die Beamten schnitten die Ränder desselben ab, da sie fürchteten, daß etwas mit unsichtbarer Tinte darauf geschrieben wäre.

Ein Beamter verbot mir eines Tages, zu der Königin hinaufzugehen, um sie zu frisieren; so mußte diese in das

Zimmer des Königs herunterkommen und alles mitbringen, was sie für ihre Toilette gebrauchte.

Ein anderer Kommissar wollte der Königin nachgehen, als sie, wie gewöhnlich, zu Mittag in das Zimmer der Prinzessin Elisabeth ging, um ihr Morgenkleid abzulegen. Ich stellte ihm das Unpassende seines Benehmens vor. Er bestand aber darauf, und so verließ die Königin das Zimmer und verzichtete darauf, sich umzukleiden.

Wenn ich von der Wäscherin Wäsche in Empfang nahm, so ließen die Beamten diese Stück für Stück auseinandernehmen und prüften sie gegen das Licht. Ebenso wurde das Wäschebuch und alles Papier, welches zum Einwickeln diente, gegen das Licht gehalten, um sich zu vergewissern, daß es keine geheime Schrift enthielte. Auch die Wäsche, welche der König und die Prinzessinnen ablegten, wurde untersucht.

Nur wenige Kommissare teilten nicht die Härte ihrer Kollegen, aber die meisten derselben sind später als dem Wohlfahrtsausschuß verdächtig als Opfer ihrer Menschlichkeit hingerichtet worden; diejenigen, welche noch leben, haben zum Teil lange im Gefängnis geschmachtet.

Ein junger Mensch, namens Toulan, den ich nach seinen Reden für den ärgsten Feind der königlichen Familie hielt, trat eines Tages an mich heran, drückte mir die Hand und sagte mir geheimnisvoll: „Ich kann heute meiner Kameraden wegen nicht mit der Königin sprechen; sagen Sie ihr bitte, daß ich den Auftrag ausgeführt habe und daß ich ihr in einigen Tagen, wenn ich Dienst habe, Bescheid geben werde.“ Erstaunt über seine Worte und in der Befürchtung, daß er mir eine Falle stellen wollte, antwortete ich: „Sie irren sich, wenn Sie sich mit solchen Aufträgen an mich wenden.“ „Nein, ich irre mich

nicht", erwiderte er, wobei er mir die Hand noch kräftiger drückte, dann ging er fort. Ich berichtete der Königin über diese Unterredung. „Sie können sich auf Toulan verlassen," sagte sie. Dieser junge Mann wurde später in den Prozeß der Königin verwickelt, ebenso wie neun andere Gemeinderäte, welche man beschuldigte, die Flucht der Königin aus dem Tempel begünstigen gewollt zu haben. Toulan starb auf dem Schafott.

Die Majestäten waren nun schon seit drei Monaten im Turme eingeschlossen und hatten bisher niemand als die Gemeinderäte zu sehen bekommen, als man ihnen am 1. November eine Deputation des Konvents anmeldete. Sie bestand aus Drouet, dem Postmeister von Varennes, Chabot, einem früheren Kapuziner, Dubois-Crancé, Druput und anderen, deren Namen ich mich nicht entsinne. Die königliche Familie und besonders die Königin bebten vor Erregung bei dem Anblick Drouet's. Dieser jedoch setzte sich ungeniert neben sie und nach seinem Beispiel nahm sich auch Chabot einen Stuhl. Die Deputation fragte den König, wie er behandelt würde und ob man ihm alles Notwendige zukommen ließe. „Ich habe mich über nichts zu beklagen," antwortete der König, „ich möchte nur darum bitten, daß man meinem Kammerdiener eine Summe von 2000 Lire für die kleinen laufenden Ausgaben einhändigt oder sie bei der Kommission hinterlegt, und daß man uns Wäsche und Kleidungsstücke, welche wir sehr dringend gebrauchen, zukommen läßt." Die Deputierten versprachen es, aber geschickt wurde nichts.

Einige Tage später bekam der König ein nicht unbedeutendes Geschwür am Kopfe. Ich bat sofort darum, daß man Dubois, den Zahnarzt Sr. Majestät, holte. Man beriet drei Tage und schlug schließlich meine Bitte ab. Erst als auch Fieber sich

einstellte, erlaubte man dem Könige, seinen Leibarzt le Monnier zu konsultieren. Der Schmerz des ehrwürdigen Greises, als er seinen Herren wiedersah, war unbeschreiblich.

Die Königin und ihre Kinder verließen den König fast den ganzen Tag nicht, bedienten ihn mit mir und halfen mir oft, sein Bett zu machen. Die Nächte verbrachte ich allein bei dem Könige. Le Monnier kam täglich zweimal, jedesmal mit einer großen Zahl von Gemeinderäten. Er wurde stets untersucht und mußte mit lauter Stimme sprechen. Eines Tages, als der König Medizin nahm, bat le Monnier darum, einige Stunden bleiben zu dürfen. Da er stehen blieb, während mehrere Beamte, mit dem Hute auf dem Kopfe dabei saßen, bat ihn der König, sich ebenfalls zu setzen, was er aber aus Ehrfurcht nicht tat. Die Kommissäre gaben ihrer Unzufriedenheit darüber lauten Ausdruck.

Die Krankheit des Königs dauerte sechs Tage. Wenige Tage darauf bekam auch der Prinz, welcher in einem Zimmer mit dem Könige schlief, und den die Beamten nicht zu der Königin hatten bringen wollen, Fieber. Die Königin war um so besorgter darüber, als sie trotz ihrer dringendsten Bitten nicht die Erlaubnis erhalten konnte, die Nacht bei ihrem Sohne zuzubringen. Dafür ließ sie ihm in den Stunden, welche sie bei ihm weilen durfte, die rührendste Pflege zu Teil werden. Uebrigens wurden auch die Königin, ihre Tochter und Prinzessin Elisabeth von der Krankheit ergriffen; Le Monnier erhielt die Erlaubnis, bei ihnen seine Krankenbesuche fortzusetzen.

Auch ich wurde krank. Das Zimmer, welches ich bewohnte, war feucht und ohne Ofen; außerdem verhinderte der vor dem

Fenster angebrachte Kasten, daß genügend Luft hereinkam. So wurde ich von einem rheumatischen Fieber, verbunden mit starken Schmerzen in der Seite, befallen, welche mich zwangen, das Bett zu hüten. Am ersten Tage stand ich zwar auf, um den König anzukleiden, da er aber meinen Zustand sah, lehnte er meinen Dienst ab, befahl mir, mich hinzulegen und besorgte selbst die Toilette seines Sohnes.

Während dieses ersten Tages verließ mich der Kronprinz fast keinen Augenblick und brachte mir dann und wann zu trinken. Am Abend benutzte auch der König einen Augenblick, wo er weniger beobachtet schien, um in mein Zimmer zu kommen. Er reichte mir ein Glas Wasser und sagte mit einer Güte, welche mich zu Tränen rührte: „Ich würde Sie gern selbst pflegen, aber Sie wissen, wie wir beobachtet sind; verlieren Sie nur nicht den Mut, morgen wird mein Leibarzt zu Ihnen kommen.“ Um die Zeit des Abendessens kam die königliche Familie zu mir herein, und Prinzessin Elisabeth gab mir, ohne daß die Beamten es bemerkten, eine Flasche Lok. Die Prinzessin, welche selbst stark erkältet war, beraubte sich also meinetwegen derselben. Ich wollte sie nicht annehmen, aber sie bestand darauf. Nach dem Abendessen entkleidete die Königin den Prinzen und brachte ihn zu Bett, während Prinzessin Elisabeth die Haare des Königs rollte.

Am folgenden Tage verordnete le Monnier einen Aderlaß, aber um einen Wundarzt kommen zu lassen, bedurfte es der Einwilligung des Gemeinderates. Man sprach daher davon, mich nach dem Palast des Temple überführen zu lassen. Da ich aber fürchtete, einmal aus dem Turme entfernt, nicht mehr dorthin zurückzukommen, so wollte ich nicht zur Ader gelassen

sein und tat, als ob ich mich besser fühlte. Am Abend kamen andere Beamte, und es war nicht mehr die Rede davon, mich fortzuschaffen.

Turgi bat die neuen Beamten um die Erlaubnis, die Nacht bei mir bleiben zu dürfen. Diese Bitte wurde ihm und seinen beiden Kameraden auch gewährt, und sie wechselten sich in meiner Pflege ab. Sechs Tage lang mußte ich das Bett hüten und jeden Tag erhielt ich den Besuch der königlichen Familie. Oft brachte mir Prinzessin Elisabeth Arzeneien, welche sie für sich verlangt hatte. Ihre Güte gab mir bald einen Teil meiner Kräfte wieder, und statt des Gefühles meiner Schmerzen hatte ich nur das der Dankbarkeit und Verehrung. Wer hätte auch nicht gerührt sein sollen, wie die edle königliche Familie gewissermaßen den Gedanken an ihre eigene Pein bannte, um sich mit der ihres Dieners zu beschäftigen.

Ich darf hier nicht einen Zug des Kronprinzen vergessen, welcher beweist, welche Herzensgüte er besaß, und wie die edlen Beispiele, welche er beständig vor Augen hatte, auf ihn wirkten.

Eines Abends, als ich ihn zu Bett gebracht hatte, zog ich mich zurück, um die Königin und die Prinzessinnen, welche dem kleinen Prinzen in seinem Bette gute Nacht sagten und ihn dort noch einmal küßten, allein zu lassen. Prinzessin Elisabeth, welche wegen der Wachsamkeit der Beamten nicht mit mir hatte sprechen können, benutze diesen Augenblick, um ihm ein Schächtelchen Brechwurzel-Pastillen zuzuschieben, mit dem Auftrage, sie mir bei meiner Rückkehr zu geben. Darauf gingen die Damen in ihr Zimmer hinauf, der König ging in sein Kabinet und ich begab mich zum Abendessen. Als ich um 11 Uhr das Zimmer

des Königs betrat, um sein Bett zu machen, und allein zu sein glaubte, rief mich der Prinz mit leiser Stimme. Ich war sehr überrascht, ihn noch wach zu finden, und da ich fürchtete, daß er sich nicht wohl fühlte, fragte ich ihn nach der Ursache seines Wachseins. „Meine Tante hat mir ein Schächtelchen für Sie gegeben," sagte er, „und ich habe nicht einschlafen wollen, ohne es Ihnen zu geben; es war Zeit, daß Sie kamen, denn meine Augen waren mir schon mehrere Male zugefallen." Meine Augen füllten sich mit Tränen; er bemerkte es, küßte mich und einige Minuten später lag er in tiefem Schlafe.

Mit dieser Dankbarkeit verband der Prinz viel Anmut und die ganze Liebenswürdigkeit seines Alters. Oft ließ er seine hohen Eltern durch seine Kindlichkeit, Fröhlichkeit und Schelmereien ihre schmerzliche Lage vergessen. Aber doch fühlte er diese heraus. Er war sich trotz seiner Jugend dessen bewußt, daß er in einem Gefängnisse sei und von Feinden überwacht werde. Sein Verhalten und seine Reden hatten eine Zurückhaltung angenommen, welche der Instinkt, wenn es sich um eine Gefahr handelt, wohl jedem Alter auferlegt. Nie habe ich ihn von den Tuilerien, von Versailles, oder sonst von irgend etwas sprechen hören, was in der Königin und dem Könige eine schmerzliche Erinnerung hätte wachrufen können. Sah er einen Kommissar ankommen, welcher anständiger aussah als seine Kollegen, so lief er zu der Königin, meldete ihn ihr schleunigst und sagte mit dem Ausdruck sichtbarer Zufriedenheit: „Mama, heute ist es Herr so und so."

Eines Tages, als er einen Beamten anstarrte, welchen er zu kennen behauptete, fragte dieser ihn, wo er ihn gesehen hätte. Der kleine Prinz weigerte sich hartnäckig zu antworten. Endlich

neigte er sich zu der Königin und flüsterte dieser zu: „Auf unserer Reise nach Varennes.“

Der folgende Zug bietet einen neuen Beweis von seinem Verständnis: Ein Steinmetz war dabei, an der Tür des Vorzimmers Löcher in die Wand zu schlagen, um in diesen mächtige Riegel anzubringen. Während der Arbeiter frühstückte, spielte der Prinz mit seinem Werkzeuge. Der König nahm seinem Sohne Hammer und Meißel aus der Hand und zeigte ihm, wie man sich dabei anstellen müsse; dabei arbeitete er selbst einige Augenblicke. Der Maurer, welcher gerührt war, den König so arbeiten zu sehen, sagte: „Wenn Sie diesen Turm einmal verlassen werden, so können Sie sagen, daß Sie selbst an Ihrem Gefängnis gearbeitet haben.“ — „Ach,“ sagte der König, wann und wie werde ich ihn verlassen?“ Der kleine Prinz begann darauf zu weinen; der König ließ Hammer und Meißel fallen, begab sich in sein Zimmer zurück und ging dort mit großen Schritten auf und ab.

Am 2. Dezember wurde der Gemeinderat vom 10. August durch einen anderen ersetzt, welcher als provisorischer Gemeinderat bezeichnet wurde. Viele Gemeinderäte wurden wiedergewählt. Zuerst glaubte ich, daß dieser neue Stadtrat günstiger zusammengesetzt sein würde als der alte, und hoffte, daß in der Gefängnisordnung einige vorteilhafte Aenderungen eintreten würden. In dieser Erwartung wurde ich aber getäuscht. Mehrere der neuen Kommissare gaben mir sogar Grund, mich nach ihren Vorgängern zurückzusehnen, denn diese waren zwar gröber, aber es war mir leicht, ihre natürliche Plumpheit zu benutzen, um alles zu erfahren, was sie wußten. Die Kommissare dieses neuen Gemeinderates mußte ich erst studieren, um über ihr Betragen

und ihren Charakter Klarheit zu gewinnen. Die früheren Beamten waren unverschämter gewesen, aber die Bösartigkeit der jetzigen war viel überlegter.

Bis jetzt war bei dem Könige und der Königin nur je ein Beamter gewesen. Der neue Gemeinderat befahl, daß es von jetzt an je zwei sein sollten, und so wurde es viel schwieriger für mich, mit dem Könige oder den Damen zu sprechen. Andererseits wurde die Gefängniskommission, welche bisher einen Saal des Palais des Temple inne gehabt hatte, in ein Zimmer im Erdgeschosse des Turmes verlegt. Die neuen Beamten wollten die alten an Eifer übertreffen, und so wetteiferten sie mit einander an Grausamkeit.

Am 7. Dezember erschien ein Gemeinderat an der Spitze einer Deputation und verlas dem Könige einen Befehl, wonach den Gefangenen Messer, Rasiermesser, Scheeren, Federmesser und alle anderen scharfen Instrumente abzunehmen seien, deren man Strafgefangene beraubt; auch solle nach diesen Gegenständen sowohl bei den Personen als auch in den Zimmern gesucht werden. Während des Verlesens dieses Befehles hatte der Beamte eine veränderte Stimme. Man konnte leicht merken, daß er sich Gewalt antat, und er hat in der Folge durch sein Benehmen bewiesen, daß er sich nur zum Temple hatte schicken lassen, um, wenn möglich, der königlichen Familie nützlich zu sein.

Der König zog nun aus seiner Tasche ein Messerchen und ein Etui aus rotem Saffianleder, aus welchem er eine Scheere und ein Federmesser herausnahm. Darauf suchten die Beamten mit peinlicher Sorgfalt in den Zimmern nach und nahmen die Rasiermesser, das Wickeleisen, die Toilettenscheere, einige kleine

Instrumente zum Reinigen der Zähne und andere goldene und silberne Gegenstände fort. Auch mein Zimmer wurde durchsucht, und ich mußte meine Taschen leeren.

Dann gingen die Kommissare zu der Königin hinauf, verlasen auch ihr und den beiden Prinzessinnen die Verfügung und nahmen sogar die kleinen Gegenstände, welche sie zu ihren Handarbeiten gebrauchten, mit.

Eine Stunde darauf rief man mich in das Sitzungszimmer und fragte mich, ob ich nicht wüßte, was der König in dem Etui habe, welches er in seine Tasche zurückgesteckt hatte. „Ich befehle Ihnen," sagte mir der Gemeinderat Sermaize, „sich heute Abend in den Besitz des Etuis zu setzen." „Ich bin nicht verpflichtet," entgegnete ich, „die Befehle des Gemeinderates auszuführen oder die Taschen des Königs zu durchsuchen." „Cléry hat recht," sagte darauf ein anderer Kommissar, „es war Ihre Sache (hierbei wandte er sich zu Sermaize), diese Untersuchung vorzunehmen."

Hierauf stellte man ein Verzeichnis von den der königlichen Familie abgenommenen Gegenständen auf und band diese in mehrere Päckchen, welche man versiegelte. Ich aber mußte einen Befehl unterschreiben, welcher mich verpflichtete, die Kommission zu benachrichtigen, wenn ich bei dem Könige oder den Damen oder in den Zimmern schneidende Instrumente fände. Die konfiszierten Gegenstände wurden auf das Rathaus geschickt.

Man könnte durch Nachschlagen der Akten der Templekommission feststellen, daß ich oft gezwungen war, Beschlüsse und Forderungen zu unterschreiben, deren Form und Inhalt ich keineswegs billigte. Ich habe indessen nie etwas unterzeichnet,

gesagt oder getan außer auf ausdrücklichen Wunsch des Königs oder der Königin. Eine einzige Weigerung meinerseits hätte mich von den Majestäten gerissen, denen ich doch mein ganzes Dasein gewidmet hatte; meine Unterschrift auf manchen Verfügungen hatte keinen anderen Zweck, als den, zu bescheinigen, daß diese Stücke mir vorgelesen waren.

Der erwähnte Gemeinderat Sermaize führte mich darauf in das Zimmer des Königs, den wir mit der Feuerzange in der Hand am Kamin fanden. Sermaize verlangte im Auftrage der Kommission zu sehen, was in dem Etui geblieben wäre. Der König zog es darauf aus seiner Tasche und öffnete es; es enthielt einen Schraubenzieher, einen Patronenzieher und einen Feuerstein, welche Gegenstände Sermaize sich geben ließ. „Ist die Feuerzange, welche ich hier habe, nicht auch ein gefährliches Instrument?“ sagte der König und drehte dem Beamten den Rücken. Als dieser fortgegangen war, konnte ich Sr. Majestät über alles berichten, was im Sitzungszimmer betreffs dieser zweiten Untersuchung verhandelt worden war.

Während des Essens erhob sich unter den Kommissaren ein Streit, denn die einen wollten nicht, daß die Gefangenen Messer und Gabeln benutzten, während die anderen hierin nichts Bedenkliches sahen. Endlich entschied man, daß keine Änderung eintreten sollte, aber daß nach jeder Mahlzeit Messer und Gabeln fortgenommen werden sollten.

Der Verlust der kleinen Gegenstände, welche man den Damen fortgenommen hatte, war diesen um so schmerzlicher, als sie jetzt auf die verschiedenen Handarbeiten verzichten mußten, welche ihnen bisher die langen Tage des Gefängnislebens verkürzt hatten. Eines Tages nähte Prinzessin Elisabeth den Rock

des Königs und mußte, da sie keine Scheere hatte, den Faden mit den Zähnen durchbeißen. Der König beobachtete dies und sagte mit bewegter Stimme: „Welcher Unterschied! In Deinem kleinen Hause in Montreuil fehlte Dir nichts.“ — „O, lieber Bruder,“ entgegnete die Prinzessin, „kann ich darüber traurig sein, wenn ich Dein Unglück mit Dir teile?“

Viertes Kapitel.

Prozeß des Königs.

Schon am 7. November hatte der Konvent beschlossen, den König in den Anklagezustand zu versetzen, aber erst am 11. Dezember erschien jener zum ersten Male vor seinen Anklägern. Der Umstand, daß in diesem Falle Kläger und Richter dieselbe Person waren, ist bezeichnend für den ganzen „Prozeß", welcher nichts als eine von den radikalen Parteien für nötig erachtete Gewalttat war. Die Hauptbelastungsstücke hatte der sogen. „Eiserne Schrank" geliefert, ein im Schlafzimmer des Königs in den Tuilerien eingemauerter eiserner Behälter, welcher Staats- und Privatpapiere enthielt und nach der Plünderung der Tuilerien entdeckt worden war. Immerhin hatte sich auch hier nichts gefunden, was eine Anklage auf Landesverrat hatte rechtfertigen können. Außerdem konnte der König nach der Verfassung von 1791 für Handlungen, die *vor* seiner Absetzung geschehen waren, nicht verantwortlich gemacht werden, und *nach* seiner Absetzung hatte er nicht einmal die Möglichkeit zu einer strafbaren Handlung gehabt. Aber dieser Gesichtspunkt, ebenso wie die oben erwähnte Identität von Kläger und Richter und das Fehlen jeglichen wirklich belastenden Momentes konnte nicht einen Gerichtshof beirren, welcher verurteilen *wollte*, und so wurde in der

Abstimmung am 15. Januar die Schuld Ludwigs XVI. fast einstimmig bejaht. Die Hauptabstimmung über das zu verhängende Strafmaß wurde am 16. Januar vorgenommen und erstreckte sich bis in die Morgenstunden des 17.; sie ergab, trotzdem sie unter dem Einflusse des erregten und blutdürstenden Pöbels stattfand, welcher den Saal füllte, nur eine kleine Mehrheit für den Tod: 387 gegen 334, wobei unter den erstgenannten noch 46 Stimmen waren, welche für Tod mit Aufschub stimmten. Noch am 17. wurde dem Könige von Malesherbes das Resultat der Abstimmung mitgeteilt.

Inzwischen brachte jeder Tag neue Beschlüsse, welche ebenso viel neue Härten waren. Auch die Unfreundlichkeit und Rücksichtslosigkeit der Beamten gegen mich steigerte sich von Tag zu Tag. Den drei Bedienten war von neuem das Verbot eingeschärft worden, mit mir zu sprechen, und alles gab mir Grund, neues Unheil zu fürchten. Die Königin und Prinzessin Elisabeth waren von derselben Ahnung erfüllt und fragten mich fortwährend nach Nachrichten, doch konnte ich ihnen keine geben, da ich meine Frau erst in drei Tagen erwartete. Auch ich brannte vor Ungeduld.

Endlich, am Donnerstag, kam meine Frau. Man holte mich in das Sitzungszimmer, und meine Frau sprach absichtlich mit sehr lauter Stimme zu mir, um den Verdacht unserer neuen Wächter abzulenken. Aber während sie mir von unseren häuslichen Verhältnissen erzählte, sagte mir ihre Freundin: „Nächsten Dienstag wird der König vor den Konvent geführt, der Prozeß soll anfangen; Se. Majestät darf sich einen Anwalt nehmen; alles dies ist ganz sicher.“

Ich wußte nicht, wie ich dem Könige diese schreckliche Nachricht mitteilen sollte. Gern hätte ich erst die Königin oder Prinzessin Elisabeth davon in Kenntnis gesetzt, aber ich war in zu großer Unruhe, denn die Zeit drängte und der König hatte mir verboten, ihm etwas zu verbergen. Als ich ihn daher am Abend auskleidete, erzählte ich ihm alles, was ich erfahren hatte. Ich ließ sogar durchblicken, daß man die Absicht habe, ihn während des Prozesses von seiner Familie zu trennen und fügte hinzu, daß er nur noch vier Tage Zeit hätte, um mit der Königin irgend eine Art der Verständigung zu verabreden. Ich versicherte ihm, daß ich bereit sei, alles zu tun, um ihm diese Möglichkeit zu erleichtern. Da der Beamte in diesem Augenblick hereintrat, konnte ich nicht weiter davon sprechen, und der König konnte mir nicht antworten.

Auch am andern Tage fand ich beim Aufstehen des Königs keine Gelegenheit, mit ihm zu sprechen. Er ging mit seinem Sohne zum Frühstück zu der Königin hinauf, wohin ich ihm folgte. Nach dem Frühstück plauderte er lange mit der Königin; aus einem schmerzvollen Blick, welchen diese mir zuwarf, sah ich, daß die Rede von dem war, was ich dem Könige mitgeteilt hatte.

Im Laufe des Tages fand ich dann aber Gelegenheit, mit der Prinzessin Elisabeth zu sprechen. Ich schilderte ihr, wie schwer es mir gefallen war, den Kummer des Königs noch zu vermehren, und nannte ihr den Tag, an welchem der Prozeß beginnen sollte. Sie beruhigte mich mit der Versicherung, daß mir der König für diesen Beweis meiner Treue dankbar sei. „Was ihn am meisten betrübt," fügte sie hinzu, „ist die Furcht, von uns getrennt zu werden; versuchen Sie bitte, darüber noch einige Auskunft zu erhalten."

Am Abend drückte mir der König seine Befriedigung darüber aus, daß er im voraus erfahren habe, daß er vor dem Konvent erscheinen müsse. „Suchen Sie weiter zu erfahren," sagte er mir, „was man mit mir vorhat, und fürchten Sie nicht, mich zu betrüben. Ich habe mich mit meiner Familie verabredet, vollkommen unwissend zu erscheinen, um Sie nicht bloßzustellen."

Je mehr der Augenblick des Prozesses herannahte, um so mehr Mißtrauen zeigte man mir. Die Beamten antworteten auf keine Frage mehr. Vergebens hatte ich schon verschiedene Vorwände gesucht, um in das Sitzungszimmer hinabzugehen, wo ich mir nähere Nachrichten für den König hätte verschaffen können, als eine Kommission in den Temple kam mit dem Auftrage, die Ausgaben der königlichen Familie festzustellen. Man mußte mich daher, um Auskunft zu geben, hinabgehen lassen und ich erfuhr durch einen wohlgesinnten Gemeinderat, daß die Trennung des Königs von seiner Familie zwar durch den Gemeinderat beschlossen, aber noch nicht von der Nationalversammlung genehmigt sei. An demselben Tage brachte mir Turgi eine Zeitung mit dem Dekret, welches befahl, den König vor die Schranken des Konvents zu bringen. Er händigte mir auch eine von Necker verfaßte Denkschrift über den Prozeß des Königs ein. Um diese Zeitung und Denkschrift der königlichen Familie zukommen zu lassen, fand ich kein anderes Mittel, als sie unter einem der Möbel der Garderobe zu verstecken, nachdem ich die königliche Familie davon verständigt hatte.

Am 11. Dezember 1792 hörte man seit 5 Uhr früh in allen Straßen von Paris den Generalmarsch schlagen, und Kavallerie und Artillerie kam in den Garten des Temple gezogen. Dieser Lärm hätte die Gefangenen furchtbar beunruhigt, wenn

sie nicht die Ursache desselben gewußt hätten. Sie taten jedoch so, als ob sie nichts wüßten und baten die diensthabenden Kommissare um Aufklärung, welche diese jedoch verweigerten.

Um 9 Uhr begab sich der König mit dem Kronprinzen zum Frühstück hinauf. Danach blieben die Majestäten zwar eine Stunde beisammen, aber immer unter den Augen der Gemeinderäte. Diese ständige Qual für die Gefangenen, sich nicht frei bewegen und frei aussprechen zu können in einem Augenblick, wo so viel Sorge sie bewegte, war eine der raffiniertesten Grausamkeiten ihrer Henker, und doch eine ihrer innigsten Freuden: endlich mußte man sich trennen. Der König nahm Abschied von der Königin, der Prinzessin Elisabeth und seiner Tochter; nur ihre Blicke drückten aus, was sie sich nicht sagen durften. Der Kronprinz ging wie gewöhnlich mit dem Könige hinab.

Der Prinz, welcher öfter den König veranlaßt hatte, mit ihm eine Partie Siam zu spielen, bat an diesem Tage so inständig darum, daß der König sich trotz seiner Lage nicht weigern konnte. Der Kronprinz verlor alle Partien, und zweimal konnte er nicht über 16 hinauskommen. „Jedesmal," sagte er etwas ärgerlich, „wenn ich diese Nummer 16 habe, kann ich die Partie nicht gewinnen." Der König sagte nichts, aber ich glaube bemerkt zu haben, daß dieses Wortspiel einen gewissen Eindruck auf ihn machte.

Um 11 Uhr, als der König seinem Sohne eine Lesestunde gab, kamen zwei Kommissare herein und sagten, daß sie den Prinzen holen und zu seiner Mutter bringen wollten. Der König wollte wissen, warum man ihm seinen Sohn entrisse, aber die Beamten antworteten, daß sie nur die Befehle des Gemeinderates auszuführen hätten. Darauf küßte der König seinen

Sohn zärtlich und bat mich, ihn fortzuführen. Als ich wieder zum Könige kam, sagte ich ihm, daß ich den Prinzen in den Armen seiner Mutter gelassen habe. Dies schien ihn zu beruhigen. In diesem Augenblick kam einer der Kommissare noch einmal herein, um dem Könige zu melden, daß Chambon, der Bürgermeister von Paris, unten sei und gleich heraufkommen werde. „Was will er von mir?" fragte der König. — „Ich weiß es nicht," antwortete der Beamte.

Se. Majestät ging einige Augenblicke mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und setzte sich dann auf einen Stuhl am Kopfende seines Bettes; die Tür war angelehnt, und der Beamte wagte nicht einzutreten, um, wie er sagte, Fragen zu vermeiden. Nachdem so eine halbe Stunde in völliger Stille verstrichen war, wurde der Kommissar jedoch unruhig, da er nicht mehr den König hörte. Er trat leise ein und fand ihn, den Kopf in die Hand gestützt, scheinbar tief in Gedanken versunken. „Was wollen Sie von mir?" fragte der König mit erhobener Stimme. — „Ich fürchtete, daß Sie sich unwohl fühlten." — „Ich bin Ihnen sehr dankbar," entgegnete der König mit schmerzbewegter Stimme, „aber die Art, wie man mir meinen Sohn fortgenommen hat, geht mir sehr nahe." Der Beamte erwiderte nichts und verließ das Zimmer.

Erst um 1 Uhr erschien der Bürgermeister, mit ihm der Stadtsyndikus Chaumette, ein Stadtsekretär, Colombeau, mehrere Gemeinderäte und Santerre, der Kommandant der Nationalgarde, nebst einem Adjutanten. Der Bürgermeister sagte zum Könige, daß er ihn abholen wolle, um ihn kraft eines Dekretes, welches der Stadtsekretär ihm vorlesen würde, vor den Konvent zu bringen. Dieses Dekret besagte, daß „Louis Capet vor die Schranken des Konvents gebracht werden sollte". „Capet ist

nicht mein Name," sagte der König; „so hieß einer meiner Vorfahren. Ich hätte auch gewünscht, Herr Bürgermeister, daß die Kommissare mir während der beiden Stunden, die ich auf Sie gewartet habe, meinen Sohn gelassen hätten. Übrigens ist diese Behandlung nur eine Fortsetzung von derjenigen, welche ich hier seit vier Monaten zu erdulden habe. Ich werde Ihnen folgen, aber nicht, um dem Konvent zu gehorchen, sondern weil meine Feinde mich in der Hand haben." Der König nahm darauf von mir seinen Rock und Hut und folgte dem Bürgermeister von Paris. Eine starke Abteilung Soldaten erwartete ihn an der Tür des Temple.

Ich blieb mit einem Beamten allein im Zimmer zurück und erfuhr von diesem, daß der König wahrscheinlich seine Familie nicht wiedersehen würde, aber daß der Bürgermeister über diese Trennung vorher noch mit einigen Deputierten sprechen müsse. Ich bat den Beamten, mich zu dem Kronprinzen zu führen, welcher bei der Königin war. Diese Bitte wurde mir gewährt, und ich kam erst wieder um 6 Uhr herunter, als der König gerade vom Konvent zurückkehrte. Die Gemeinderäte hatten inzwischen die Königin von der Fahrt des Königs zum Konvent benachrichtigt, wollten aber auf keine Einzelheit eingehen. Die Damen und der Kronprinz waren wie gewöhnlich zum Essen in die Räume des Königs heruntergekommen und hatten sich darauf wieder nach oben begeben.

Nach dem Essen blieb ein einziger Beamter bei der Königin. Es war ein junger Mensch von ungefähr 24 Jahren aus dem Stadtteil des Temple; außerdem hatte er zum ersten Male im Turme Dienst und schien weniger mißtrauisch und bösartig zu sein, als die meisten seiner Kollegen. Die Königin zog ihn ins Gespräch, fragte ihn nach seinem Beruf, seinen Eltern ꝛc.

Dieſen Augenblick benutzte Prinzeſſin Eliſabeth, um in ihr Zimmer zu ſchlüpfen und mir ein Zeichen zu geben, ihr zu folgen.

Als ich bei ihr eingetreten war, benachrichtigte ich ſie davon, daß der Gemeinderat beſchloſſen hatte, den König von ſeiner Familie zu trennen, daß ich fürchtete, dieſe Trennung würde ſchon an demſelben Abend eintreten, daß allerdings der Konvent noch nichts beſchloſſen hatte, aber daß der Bürgermeiſter beauftragt war, ein entſprechendes Geſuch zu ſtellen, welches ohne Zweifel bewilligt werden würde. „Die Königin und ich," antwortete darauf die Prinzeſſin, „ſind auf alles gefaßt, und wir geben uns keiner Hoffnung hin über das Schickſal, welches man dem Könige bereiten wird. Er wird als Opfer ſeiner Güte und ſeiner Liebe zu dem Volke ſterben, für deſſen Glück er ſeit ſeiner Thronbeſteigung nie aufgehört hat zu arbeiten. Wie furchtbar täuſcht ſich doch dieſes Volk! Die Frömmigkeit des Königs und ſein ſtarker Glaube an die Vorſehung werden ihn in dieſem ſchweren Leid ſtützen. Schließlich," fuhr die edle Prinzeſſin mit Tränen in den Augen fort, „werden Sie ganz allein bei meinem Bruder bleiben. Verdoppeln Sie, wenn es möglich iſt, Ihre Fürſorge um ihn, verſäumen Sie nichts, uns von ihm Nachricht zukommen zu laſſen, aber vor allem, ſetzen Sie ſich keiner Gefahr aus, denn dann würden wir niemand mehr haben, dem wir uns anvertrauen können." Ich verſicherte die Prinzeſſin meiner unbedingten Hingabe an den König und wir verabredeten dann, welche Mittel wir benutzen könnten, um eine Korreſpondenz zu unterhalten.

Turgi war der einzige, den wir ins Vertrauen ziehen konnten, aber ich konnte nur ſelten und mit großer Vorſicht mit ihm ſprechen. Daher verabredeten wir, daß ich auch ferner

die Wäsche und Kleidung des Kronprinzen verwahren sollte, daß ich ihm alle zwei Tage das Notwendige schicken und diese Gelegenheit benutzen sollte, um Kunde von dem Befinden des Königs zu geben. Dieser Plan gab der Prinzessin Elisabeth den Gedanken ein, mir eins ihrer Taschentücher zu übergeben: „So lange mein Bruder sich wohl befindet," sagte sie, „behalten Sie es; wenn er krank werden sollte, schicken Sie es mir mit der Wäsche meines Neffen." Die Art, wie das Taschentuch gefaltet war, sollte den Charakter der Krankheit angeben.

Der Kummer der Prinzessin bei diesem Gespräche über ihren Bruder, ihre Gleichgültigkeit gegen ihr eigenes Ergehen, die Anerkennung, welche sie meinen geringen Diensten bei dem Könige zollte, dies alles rührte mich tief. „Haben Sie nicht auch etwas über die Königin gehört?" fragte sie mit zitternder Stimme; „ach, was kann man ihr vorwerfen?" — „Nichts, königliche Hoheit," erwiderte ich, „aber was kann man dem Könige vorwerfen?" — „O, nichts, garnichts! Aber vielleicht betrachtet man ihn als notwendiges Opfer für die Sicherheit des Volkes, während doch die Königin und ihre Kinder dem Ehrgeize desselben nichts in den Weg stellen können." Ich gestattete mir zu bemerken, daß wahrscheinlich der König nur zur Deportation verurteilt werden würde, daß ich davon hatte sprechen hören und daß, da Spanien noch nicht den Krieg erklärt hatte, man voraussichtlich den König mit seiner Familie dorthin bringen werde. „Ich habe keine Hoffnung, daß der König gerettet wird," sagte die Prinzessin.

Ich glaubte dagegen einwenden zu müssen, daß die fremden Mächte sich mit den Mitteln beschäftigten, wie sie Se. Majestät befreien könnten; beide Brüder des Königs sammelten von neuem alle Emigranten um sich, um sie zu den österreichischen

und preußischen Truppen stoßen zu lassen, Spanien und England würden sich auch verwenden und ganz Europa trachte danach, den Tod des Königs zu verhindern, so daß der Konvent es sich reiflich überlegen würde, ehe er das Urteil über den König fällte.

Dieses Gespräch hatte schon eine Stunde gedauert, als Prinzessin Elisabeth, welche noch nie so lange mit mir gesprochen hatte, jetzt aber die Ankunft der neuen Beamten fürchtete, mich verließ und in das Zimmer der Königin zurückging. Tison und seine Frau, welche mich unaufhörlich beobachteten, gaben mir zu verstehen, daß ich ziemlich lange mit der Prinzessin Elisabeth allein gewesen sei und daß der Kommissar es bemerkt haben müßte. Ich antwortete, daß die Prinzessin mit mir über ihren Neffen gesprochen habe, welcher künftig wahrscheinlich bei seiner Mutter bleiben werde.

Einen Augenblick später betrat ich wieder das Zimmer der Königin, der Prinzessin Elisabeth soeben Mitteilung gemacht hatte von der Besprechung mit mir und von den Mitteln, welche wir verabredet hatten, um einen Verkehr aufrecht zu erhalten. Ihre Majestät geruhte, mir darüber ihre Befriedigung auszudrücken.

Um 6 Uhr riefen mich die Kommissare in das Sitzungszimmer herunter und verlasen mir einen Beschluß des Stadtrates, welcher mir verbot, da ich allein für den Dienst des Königs bestimmt sei, irgend welche Verbindung mit den drei Damen oder dem Kronprinzen zu unterhalten. Es war sogar zuerst beschlossen worden, da man den König gewissermaßen in Einzelhaft halten wollte, daß ich nicht mehr in seiner Wohnung schlafen sollte; ich sollte im Kleinen Turme wohnen und nur dann zu dem Könige geführt werden, wenn er meiner bedürfen würde.

Um 6½ Uhr kam der König zurück. Er schien abgespannt zu sein und sein erster Wunsch war der, zu seiner Familie geführt zu werden. Dies wurde aber unter dem Vorwande abgeschlagen, daß man keine Weisungen darüber erhalten habe. Darauf verlangte der König dringend, daß wenigstens seine Familie von seiner Rückkehr benachrichtigt werde, was man ihm auch versprach. Dann befahl mir der König, sein Abendessen zu 8½ Uhr zu bestellen; die beiden Stunden bis dahin verbrachte er mit seiner gewöhnlichen Lektüre, wobei er immer von vier Beamten umgeben war.

Um 8½ Uhr benachrichtigte ich Se. Majestät, daß das Essen aufgetragen sei. Der König fragte die Kommissare, ob seine Familie nicht herunter käme, aber er erhielt keine Antwort. „Aber wenigstens," sagte er, „wird doch mein Sohn die Nacht bei mir zubringen, da sein Bett und seine Sachen hier sind": dasselbe Stillschweigen. Nach dem Essen drückte der König von neuem den dringenden Wunsch aus, die Seinigen zu sehen, aber man antwortete, daß man erst die Entscheidung des Konvents abwarten müsse. Darauf gab ich alles her, was der Kronprinz zur Nacht gebrauchte.

Als ich am Abend den König entkleidete, sagte mir dieser: „Ich habe nicht im entferntesten an alle Fragen gedacht, welche man mir gestellt hat." Darauf legte er sich ruhig zu Bett. Der Beschluß des Gemeinderates betreffs meiner Entfernung während der Nacht wurde nicht ausgeführt, da es für die Beamten zu umständlich gewesen wäre, mich jedesmal zu holen, wenn der König meiner bedurfte.

Am folgenden Tage, den 12., hatte der König kaum einen Beamten erblickt, als er sich erkundigte, ob eine Entscheidung bezüglich seiner Bitte, seine Familie sehen zu dürfen, eingetroffen

sei; er erfuhr aber, daß man noch Weisungen erwarte, und bat daher denselben Beamten, sich nach dem Befinden der Damen und des Kronprinzen zu erkundigen und ihnen zu sagen, daß er sich wohl fühle. Der Kommissar versicherte ihm bei seiner Rückkehr, daß es der königlichen Familie gut ginge. Darauf befahl mir der König, das Bett seines Sohnes zur Königin hinaufbringen zu lassen, wo der kleine Prinz die vergangene Nacht auf einer Matratze der Königin zugebracht hatte. Ich bat den König, doch zuvor die Entscheidung des Konvents abzuwarten, worauf er erwiderte: „Ich rechne auf keine Rücksicht und auf keine Gerechtigkeit mehr, wir wollen jedoch abwarten."

An demselben Tage kam eine aus den vier Konventsmitgliedern Thuriot, Cambacerès, Dubois-Crancé und Dupont de Bigorre bestehende Deputation, um dem Könige das Dekret zu überreichen, welches ihn ermächtigte, sich einen Anwalt zu nehmen. Der König erklärte, daß er Target wähle oder, mangels seiner, Tronchet oder alle beide, wenn der Konvent es erlaubte. Darauf ließen ihn die Deputierten ein dementsprechendes Gesuch unterzeichnen und unterschrieben es selbst. Der König fügte noch hinzu, daß man ihm Papier, Federn und Tinte werde liefern müssen und gab dann die Adresse des Landhauses Tronchet's an, während er den Wohnort Target's nicht wußte.

Am 13. morgens kam dieselbe Deputation abermals zum Temple und gab dem Könige bekannt, daß Target sich geweigert habe, seine Sache zu vertreten, während Tronchet, zu dem man geschickt hatte, ohne Zweifel noch an demselben Tage kommen würde. Dann verlas man dem Könige mehrere Briefe, welche Sourdat, Huet und Wilhelm von Lamoignon

von Malesherbes, früher Ober-Steuer-Gerichtspräsident in Paris und dann königlicher Hausminister, an den Konvent gerichtet hatten. Der Brief Malesherbes' lautete folgendermaßen:

„Herr Präsident und Bürger!

Ich weiß zwar nicht, ob der Konvent Ludwig XVI. einen Verteidigungsbeirat geben und ihm die Wahl desselben überlassen wird: in diesem Falle möchte ich aber, daß Ludwig XVI. weiß, daß, wenn er mich für dieses Amt wählt, ich bereit bin, dasselbe zu übernehmen. Ich kann nicht verlangen, daß Sie dem Konvente mein Anliegen vortragen, denn ich halte mich keineswegs für so wichtig, als daß sich der Konvent mit meiner Person beschäftigen sollte; da ich aber schon zweimal eine Vertrauensstelle bei dem Manne bekleidet habe, welcher früher mein Herr war, und in einer Zeit, da jedermann nach dieser Ehre strebte, so schulde ich ihm jetzt, wo die meisten Leute dies für gefährlich erachten, denselben Dienst. Wenn ich einen gangbaren Weg wüßte, um Ludwig XVI. meine Bereitwilligkeit mitzuteilen, so würde ich mir nicht erlauben, mich an Sie zu wenden, aber ich glaubte, daß Sie auf Grund ihrer Stellung mehr Mittel zur Verfügung hätten, als irgend jemand sonst, ihn meine Absicht wissen zu lassen.

Ich zeichne mit Hochachtung

Lamoignon de Malesherbes."

Se. Majestät antwortete der Deputation: „Ich bin den Personen, welche sich anbieten, mir mit Rat beizustehen, aufrichtig dankbar und bitte Sie, ihnen meinen Dank auszusprechen.

Ich werde als meinen Beirat Malesherbes annehmen; wenn Tronchet mir nicht seine Dienste leisten kann, so werde ich mich mit Malesherbes über die Wahl eines anderen Anwalts verständigen."

Am 14. Dezember hatte Tronchet eine Besprechung mit Se. Majestät, wie das Dekret es erlaubte. An demselben Tage wurde auch Malesherbes in den Turm geführt. Der König eilte dem ehrwürdigen Greise entgegen und schloß ihn herzlich in die Arme, während der alte Minister bei dem Anblick seines Herrn in Tränen ausbrach; vielleicht mußte er an die ersten Regierungsjahre Ludwigs XVI. denken, vielleicht aber sah er auch in diesem Augenblicke nur den tugendhaften, aber durch Unglück gebeugten Menschen vor sich. Da der König die Erlaubnis hatte, mit seinen Räten ohne Zeugen zu verhandeln, so schloß ich die Tür seines Zimmers, damit er freier mit Malesherbes sprechen könne. Ein Kommissar machte mir jedoch Vorwürfe darüber, befahl mir, sie wieder zu öffnen und verbot mir, sie in Zukunft wieder zu schließen. Ich machte daher die Tür wieder auf, aber der König war inzwischen schon in das Türmchen gegangen, welches ihm als Lesekabinett diente.

Bei dieser ersten Besprechung sprachen der König und Malesherbes sehr laut. Die Kommissare horchten daher im Zimmer aufmerksam auf die Unterhaltung und konnten sie auch verstehen. Als Malesherbes fortgegangen war, erzählte ich dem Könige, daß mir der Beamte verboten hatte, die Tür zu schließen, und daß die Kommissare aufmerksam der Besprechung zugehört hatten; auch bat ich den König gehorsamst, wenn er seine Berater bei sich hätte, selbst die Tür seines Zimmers zu schließen. Dies geschah auch in Zukunft.

Am 15. empfing der König die Antwort betreffs seiner Familie. Der Konventsbeschluß lautete, daß die Königin und Prinzessin Elisabeth während der Dauer des Prozesses nicht mit dem Könige verkehren dürften; daß seine Kinder auf seinen Wunsch zu ihm kommen könnten, aber nur unter der Bedingung, daß sie weder ihre Mutter noch ihre Tante zu sehen und zu sprechen bekämen. Sobald ich mit dem König allein war, bat ich ihn um seine Befehle. „Sie sehen," sagte er mir, „vor welche qualvolle Wahl ich gestellt werde. Ich kann mich nicht entschließen, meine Kinder zu mir zu nehmen; bei meiner Tochter ist dies ausgeschlossen, und was meinen Sohn betrifft, so weiß ich, welchen Gram die Königin darüber empfinden würde. So muß ich mich also auch zu diesem Opfer entschließen." Se. Majestät befahl mir darauf abermals, das Bett des kleinen Prinzen hinaufschaffen zu lassen, was ich auf der Stelle ausführte. Ich behielt aber seine Wäsche und seine Kleidung in Verwahrung und schickte, wie ich mit Prinzessin Elisabeth ausgemacht hatte, alle zwei Tage das Nötige hinauf.

Am 16., um 4 Uhr nachmittags, kam eine andere Deputation, aus den vier Konventsmitgliedern Valazé, Cochon, Grandpré und Duprat bestehend, welche zu dem Ausschuß der 21 gehörten, der den Prozeß des Königs zu prüfen hatte; mit ihnen erschien ein Sekretär, ein Gerichtsdiener und ein Offizier der Konventswache. Sie überbrachten dem Könige die Anklageschrift und die auf seinen Prozeß bezüglichen Papiere, welche zum größten Teil in den Tuilerien im Zimmer des Königs in einem Geheimschrank gefunden waren, der von dem Minister Roland als Stahlschrank bezeichnet wurde.

Das Verlesen dieser Schriftstücke, 107 an der Zahl, dauerte von 4 Uhr bis Mitternacht. Alle wurden vom Könige gelesen

und beſcheinigt, ebenſo wie die Abſchrift eines jeden Schriftſtückes, welche man ihm zurückließ. Der König ſaß dabei an einem großen Tiſch, Tronchet neben ihm, die Deputierten ihm gegenüber. Nach dem Verleſen jedes Stückes fragte Valazé den König: „Erkennen Sie es an?“ worauf dieſer mit Ja oder Nein ohne weiteren Zuſatz antwortete. Ein anderer Deputierter ließ ihn die Stücke und ebenſo jede Abſchrift unterſchreiben; letztere erbot ſich der dritte Deputierte jedesmal ihm zu verleſen, worauf der König jedoch ſtets verzichtete. Der vierte Deputierte rief die Stücke nach Akten und Nummern auf, und der Sekretär verzeichnete ſie, ſobald ſie dem Könige vorgelegt wurden.

Nur einmal unterbrach der König die Sitzung, um die Deputierten zu fragen, ob ſie zu Abend eſſen wollten. Sie bejahten dies, und ich ließ ihnen daher im Speiſeſaal kaltes Geflügel und etwas Obſt auftragen. Tronchet wollte nichts eſſen und blieb mit dem Könige allein in deſſen Zimmer.

Ein Gemeinderat namens Merceraut, der damals Steinmetz war, vorher aber eine Zeitlang die Stelle des Präſidenten des Pariſer Gemeinderates bekleidet hatte, obgleich er vor der Revolution in Verſailles Stuhlträger geweſen war, hatte an dieſem Tage zum erſten Male Dienſt im Temple. Er war in ſeinem gewöhnlichen zerriſſenen Arbeitskittel erſchienen, hatte einen ſchäbigen runden Hut auf dem Kopfe und einen Lederſchurz vor, über dem die dreifarbige Schärpe prangte. Dieſer Menſch hatte ſich neben dem Könige in deſſen Seſſel breit gemacht, während der König auf einem Stuhle ſaß, und duzte, den Hut auf dem Kopfe, alle, welche ihn anredeten. Die Konventsmitglieder waren hierüber höchſt erſtaunt, und einer von ihnen

fragte mich mehreres über Merceraut und über die Art, wie der Pariser Gemeinderat den König behandelte. Ich wollte gerade antworten, als einer der anwesenden Gemeinderäte den Konventsdeputierten darauf hinwies, daß es verboten sei, mit mir zu sprechen, und daß, wenn er Auskunft wünschte, man ihm diese im Zimmer der Templekommission geben würde. Der Deputierte antwortete nichts, aus Furcht, sich bloszustellen.

Nach dem Essen nahm man das Vorverhör wieder auf. Unter den Schriftstücken, die man dem Könige vorlegte, befand sich auch die Erklärung, welche dieser bei seiner Rückkehr aus Varennes erlassen hatte, als Tronchet, Barnave und Duport von der konstituierenden Versammlung ernannt worden waren, um den König in Empfang zu nehmen. Diese Erklärung war von Ludwig XVI. und den genannten Deputierten unterzeichnet. „Erkennen Sie dieses Schriftstück als echt an?“ fragte der König Tronchet; „sehen Sie: hier ist Ihre Unterschrift!“

Einige der Akten enthielten auch Verfassungsentwürfe, welche von dem Könige eigenhändig mit Randgloſſen versehen waren; sie waren teils mit Tinte, teils mit Bleistift geschrieben. Man legte dem Könige auch Polizeiakten vor, welche Denunziationen früherer Diener des Königs enthielten. Diese Undankbarkeit schien Se. Majestät tief zu schmerzen. Die Angeber hatten nur deshalb die Form offizieller Berichte über den König, die Königin und das Leben in den Tuilerien gewählt, um ihren Verleumdungen mehr Wahrscheinlichkeit zu geben.

Als die Deputation fortgegangen war, nahm der König etwas zu sich und ging dann zu Bett, ohne die geringste Klage über die ausgestandene Anstrengung zu äußern. Er fragte mich nur, ob sich das Abendessen seiner Familie auch verzögert hätte, und sagte, als ich dies verneinte: „Ich hätte sonst befürchtet,

daß diese Verzögerung sie in Unruhe versetzt hätte." Er machte mir auch in gütigem Tone Vorwürfe, daß ich nicht vor ihm zu Abend gegessen hätte.

Einige Tage darauf kamen dieselben vier Konventsmitglieder, welche zu der Kommission der 21 gehörten, abermals zum Temple. Sie verlasen dem Könige 51 neue Schriftstücke, welche er wie die ersten mit seinem Namenszuge unterzeichnete. Im ganzen waren es also 158 Schriftstücke, deren Abschriften in seinen Händen blieben.

Vom 14. bis zum 26. Dezember verhandelte der König regelmäßig mit seinen Beratern; diese kamen um 5 Uhr nachmittags und gingen um 9 Uhr abends fort; zu ihnen war jetzt auch Desèze gekommen. Jeden Morgen brachte außerdem Malesherbes S. Majestät die neuen Zeitungen und die gedruckten Reden der Deputierten, welche sich auf seinen Prozeß bezogen. Er bereitete bei dieser Gelegenheit die Arbeit für jeden Abend vor und blieb 1—2 Stunden bei Sr. Majestät. Oft geruhte der König, mir einige dieser Reden zu lesen zu geben, und er fragte mich dann: „Wie finden Sie diese Rede?" Ich antwortete gewöhnlich etwa: „Es fehlt mir an Worten, um meine Entrüstung auszudrücken, und ich kann es nicht fassen, wie Eure Majestät alles dies ohne Schaudern lesen können." „Ich sehe daran, wie weit die Bösartigkeit der Menschen geht," sagte dann der König, „und ich hatte niemals geglaubt, daß es solche Menschen gäbe." Se. Majestät ging nie zu Bette, ohne die einzelnen Papiere gelesen zu haben; um aber nicht Malesherbes bloßzustellen, war der König so vorsichtig, sie stets persönlich in seinem Kabinet im Ofen zu verbrennen.

Ich hatte schon in einem günstigen Augenblick Turgi gesprochen und ihn beauftragt, der Prinzessin Elisabeth Nachricht

vom Könige zu geben. Am andern Tage sagte mir Turgi, daß die Prinzessin, als sie ihm nach dem Essen ihre Serviette gab, ihm ein kleines mit Nadelstichen beschriebenes Stückchen Papier zugeschoben habe, welches ihren Wunsch zu erkennen gab, daß der König ihr eigenhändig einige Worte schreiben möge. Noch am selben Abend teilte ich Sr. Majestät den Wunsch der Prinzessin mit. Da man ihm seit Beginn seines Prozesses Papier und Tinte gegeben hatte, so schrieb der König an seine Schwester ein offenes Briefchen und sagte mir, daß es für mich nichts Kompromittierendes enthielte und daß ich es lesen sollte. Bezüglich dieses letztes Punktes bat ich meinen Herrn zum ersten Male, mich des Gehorsam zu entbinden.

Am nächsten Morgen gab ich Turgi das Briefchen, und dieser brachte mir die Antwort in einem Garnknäuel, welches er im Vorübergehen auf mein Bett warf. Se. Majestät freute sich außerordentlich, daß dieses Mittel, mit seiner Familie zu verkehren, geglückt war. Ich bemerkte, daß man mit Leichtigkeit diese Korrespondenz fortsetzen könne, und der König gab mir daher auch ferner die Briefchen, deren Umfang ich möglichst verminderte und welche ich sodann mit Baumwollfäden umwickelte. Turgi fand die Briefe in dem Schrank vor, in welchem die Servietten aufgehoben wurden, und bediente sich, um mir Antwort zu Teil werden zu lassen, verschiedener Mittel. Der König sagte mir jedesmal, wenn ich ihm eine Nachricht brachte, in gütigem Tone, „nehmen Sie sich nur in Acht, Sie begeben sich meinetwegen zu sehr in Gefahr."

Die Lichte, welche ich von den Kommissaren erhielt, waren in verschnürten Päckchen. Als ich genug Bindfaden zusammen hatte, teilte ich dem Könige mit, daß es in seinem Belieben stände, seine Korrespondenz noch weiter auszudehnen: dazu

brauchte er nur einen Teil des Fadens an Prinzessin Elisabeth gelangen zu lassen, welche über mir wohnte, und deren Fenster gerade über dem eines kleines Korridors war, welcher an mein Zimmer grenzte. Die Prinzessin konnte dann während der Nacht ihre Briefe an diesem Faden befestigen und bis zu dem unter ihr befindlichen Fenster herablassen; die kiepenförmigen Blendkästen, welche sich an allen Fenstern befanden, verhinderten es, daß die Briefe etwa in den Garten fielen; auf dieselbe Art könnte die Prinzessin auch Antworten erhalten; auch ließe sich vielleicht an dem Faden ein wenig Papier und Tinte befestigen, deren die Damen beraubt waren. „Das ist eine gute Idee," sagte der König, „wir werden sie ausführen, wenn der bisherige Weg für uns nicht mehr möglich bleibt." Und wirklich bediente sich der König von jetzt an stets dieses Mittels. Er wartete mit der Ausführung seines Vorhabens bis 8 Uhr abends. Dann schloß ich die Tür meines Zimmers und die des Korridors und begann mit den Kommissaren ein Gespräch oder verleitete sie zu irgend einem Spiel, um ihre Aufmerksamkeit abzulenken.

In dieser Zeit wurde der Lohndiener Marchand, welcher Familienvater war und eben sein Gehalt für zwei Monate in Höhe von 200 Francs bekommen hatte, im Temple bestohlen. Der Verlust des Geldes war für ihn sehr empfindlich. Der König hatte seine Niedergeschlagenheit bemerkt, die Ursache derselben erfahren und ließ Marchand 200 Francs durch mich aushändigen, befahl ihm aber, niemand davon etwas zu sagen; besonders sollte er ihm nicht danken, da ihm dies verhängnisvoll werden könnte. Marchand war für die Güte des Königs sehr dankbar, noch mehr aber dafür, daß ihm untersagt war, einen Dank zu äußern.

Seit der Trennung von seiner Familie weigerte sich der König hartnäckig, in den Garten hinunterzugehen. Wenn man es ihm vorschlug, antwortete er stets: „Ich mag nicht allein ausgehen; das Spazierengehen war nur ein Genuß für mich, so lange ich es mit meiner Familie tun konnte.“ Obgleich der König von den Personen getrennt war, an welchen sein Herz hing, obgleich er seines Schicksals gewiß war, ließ er weder Klagen noch Murren laut werden; er hatte sogar schon seinen Peinigern verziehen. Jeden Tag gewann er aus der Lektüre in seinem Kabinet die Kräfte, welche ihn aufrecht hielten. Sowie er aber aus seinem Kabinet herauskam, widmete er sich ganz und gar den Einzelheiten seines stets gleichförmigen, aber immer durch eine Reihe von gütigen Handlungen verschönten Lebens. Er behandelte mich mit einer Güte, wie wenn ich einst mehr gewesen wäre, als sein Diener, und sogar zu den wachhabenden Kommissaren war er, als ob er sich nie über sie zu beklagen gehabt hätte, und plauderte mit ihnen, wie einst mit seinen Untertanen. Meist waren es Dinge, welche sich auf ihren Stand, ihre Familie, ihre Kinder und die Leiden und Freuden ihres Berufes bezogen. Die, welche ein Gefühl dafür hatten, waren erstaunt über die Richtigkeit seiner Beobachtungen, den Reichtum seiner Kenntnisse und die Art, wie sein Gedächtnis sie bewahrte. Diese Unterhaltungen sollten ihn allerdings keineswegs über seine Leiden hinwegtäuschen, denn sein Gefühl dafür war stark und tief, aber seine Ergebenheit war noch größer als sein Unglück.

Am Mittwoch, den 19. Dezember, brachte man dem Könige wie gewöhnlich das Frühstück; da ich nicht an den Quatember dachte, stellte ich es ihm ruhig hin. „Es ist heute Fastenzeit,“ bemerkte der König. Ich brachte das Frühstück daher in den

Saal zurück. „Werden Sie nach dem Beispiele Ihres Herrn nicht heute auch fasten?“ fragte mich ein Gemeinderat (Doret de Cubières) in spöttischem Tone. „Nein,“ antwortete ich, „ich fühle heute das Bedürfnis zu frühstücken.“ Einige Tage darauf gab mir der König eine Zeitung zu lesen, die ihm Malesherbes gebracht hatte und die diesen Vorfall gänzlich entstellt schilderte. „Lesen Sie einmal,“ sagte der König zu mir, „Sie werden sich als boshaften Menschen hingestellt sehen; man hätte Sie sicher lieber als Heuchler dargestellt.“ An demselben Tage, dem 19., sagte mir der König während des Mittagsessens in Gegenwart von 3 oder 4 Kommissaren: „Heute vor 14 Jahren sind Sie früher aufgestanden als heute.“ Ich verstand, was der König meinte. „Damals wurde meine Tochter geboren,“ fuhr er fort, „heute ist ihr Geburtstag, und ich darf sie nicht einmal sehen.“ Seine Augen füllten sich dabei mit Tränen, und eine Minute lang herrschte ehrerbietiges Schweigen.

Da Prinzessin Maria Theresia Charlotte um einen Kalender in der Form des kleinen Hofkalenders gebeten hatte, so beauftragte mich der König, einen solchen zu kaufen, und für ihn den republikanischen Kalender zu besorgen, welcher an die Stelle des königlichen Kalenders getreten war. Er las oft darin und machte sich dabei mit Bleistift Notizen an den Rand.

Bald mußte der König zum zweiten Male vor dem Konvent erscheinen. Er hatte sich, seitdem man ihm sein Rasiermesser fortgenommen hatte, nicht rasieren können und litt sehr darunter, was ihn veranlaßte, sich mehrere Male täglich das Gesicht mit frischem Wasser zu waschen. Jetzt befahl er mir, eine Schere oder ein Rasiermesser zu besorgen, da er nicht selbst mit den Kommissaren darüber sprechen wollte. Ich erlaubte mir zu bemerken, daß, wenn er so vor der Versammlung er-

ſchiene, das Volk wenigſtens ſehen würde, wie unwürdig man ihn behandelte; er entgegnete aber: „Ich will nicht verſuchen, die Leute für mich einzunehmen.“ Ich wandte mich daher an die Kommiſſare, und der Gemeinderat beſchloß, am folgenden Tage dem Könige ſein Raſiermeſſer wiederzugeben, mit der Beſtimmung, daß er ſich desſelben nur in Gegenwart von zwei Beamten bedienen dürfe.

In den drei Tagen vor Weihnachten ſchrieb der König mehr als ſonſt. Man hatte damals den Plan, ihn ein oder zwei Tage im Feuillantinerkloſter zu behalten, um den Prozeß ohne Unterbrechung beenden zu können; ich hatte ſogar ſchon den Befehl erhalten, mich bereit zu machen, ihm zu folgen und alles, was er gebrauchte, vorzubereiten, als dieſer Plan plötzlich aufgegeben wurde. Am Weihnachtstage ſchrieb der König ſein Teſtament; ich habe es, bevor es der Templekommiſſion übergeben wurde, geleſen und abgeſchrieben; es war durchweg eigenhändig geſchrieben und an einigen Stellen radiert. Ich glaube hier dieſes ſchon faſt verklärte Zeugnis ſeiner Reinheit und Frömmigkeit wiedergeben zu müſſen.

Teſtament

Sr. Majeſtät Ludwig XVI., Königs vom Frankreich.

Im Namen der heiligen Dreieinigkeit, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Da ich ſeit mehr als vier Monaten mit meiner Familie im Turm des Temple in Paris durch die gefangen gehalten bin, welche meine Untertanen waren, da ich von jedem Verkehr abgeſchnitten bin, ſeit dem 11. des Monats ſogar von dem mit meiner Familie, da ich außerdem in einen Prozeß verwickelt bin, deſſen Ausgang ich wegen der Leidenſchaften der Menſchen nicht vorausſehen kann,

und zu welchem kein bestehendes Gesetz weder Vorwand noch Handhabe bietet, und da ich nur Gott als Zeugen meiner Gedanken habe, an den ich mich wenden kann, so erkläre ich, Ludwig, genannt der XVI., König von Frankreich, am heutigen Tage, dem 25. Dezember 1792, in seiner Gegenwart meine letzten Wünsche und Gefühle.

„Ich übergebe meine Seele Gott; meinem Schöpfer, und bitte ihn, sie in Gnaden zu sich zu nehmen und sie nicht nach ihrem Verdienst zu beurteilen, sondern nach dem unseres Herrn Jesu Christi, welcher sich Gott, seinem Vater, für uns Menschen als Opfer gegeben hat, wie unwürdig wir, und besonders ich, dessen auch waren.

Ich sterbe im Glauben an unsere heilige Mutter, die katholische, apostolische und römische Kirche, welche ihre Macht in ununterbrochener Folge aus den Händen Petri empfangen hat, dem Christus selbst sie anvertraut hat.

Ich glaube fest und bekenne alles, was das Glaubensbekenntnis, die Gebote Gottes und der Kirche, die Sakramente und Mysterien, so wie die katholische Kirche sie lehrt und immer gelehrt hat, sagen. Ich habe nie versucht, über die verschiedenen Arten der Erklärungen der Dogmen richten zu wollen, welche die Kirche Jesu Christi zerspalten, sondern ich habe mich immer und werde mich, wenn Gott mir das Leben schenkt, immer an die Entscheidungen halten, welche die kirchlichen Oberen der heiligen Kirche gemäß der seit Christus befolgten Kirchenordnung geben und geben werden.

Ich beklage von ganzem Herzen unsere Mitbrüder, welche im Irrtum wandeln, aber ich will nicht über sie urteilen, und ich liebe sie darum nicht weniger in Jesu Christo, wie es die christliche Liebe uns vorschreibt. Ich bitte Gott, mir alle meine

Sünden zu verzeihen; ich habe mit aller Kraft versucht, sie zu erkennen, sie zu verabscheuen und mich vor ihm zu demütigen. Da ich mich nicht des Beistandes eines katholischen Priesters bedienen darf, bitte ich Gott, das Bekenntnis meiner Sünden und besonders meine tiefe Reue darüber anzunehmen, daß ich meinen Namen, wenn auch gegen meinen Willen, zu Maßregeln hergeben habe, welche vielleicht gegen die Ordnung und den Glauben der katholischen Kirche verstoßen haben, der ich immer im tiefsten Herzen treu ergeben gewesen bin. Ich bitte Gott, meinen festen Entschluß entgegenzunehmen, daß, wenn er mir das Leben schenkt, ich mich so bald wie möglich des Beistandes eines katholischen Priesters bedienen werde, um alle meine Sünden zu bekennen und das Sakrament der Beichte zu empfangen.

Ich bitte alle die, welche ich unbewußt beleidigt haben sollte (denn ich entsinne mich nicht, irgend jemand wissentlich gekränkt zu haben), und diejenigen, denen ich etwa ein schlechtes Beispiel oder irgend welchen Anstoß gegeben habe, mir das Böse zu verzeihen, welches sie glauben, daß ich ihnen getan habe. Ich bitte auch alle die, welche Erbarmen haben, ihre Gebete mit den meinigen zu vereinigen, um von Gott die Vergebung meiner Sünden zu erlangen.

Ich verzeihe von ganzem Herzen allen denen, welche mir zu Feinden geworden sind, ohne daß ich ihnen dazu Anlaß gegeben habe, und ich bitte Gott, ihnen ebenso zu verzeihen, wie denjenigen, welche mir durch falschen oder schlecht angebrachten Eifer viel Böses zugefügt haben.

Ich empfehle Gott meine Frau, meine Kinder, meine Schwester, meine Tanten und Brüder und alle die, welche mir durch die Bande des Blutes oder in anderer Weise ver-

bunden sind. Ich bitte Gott besonders, sein gnädiges Auge auf meine Frau, meine Kinder und meine Schwester zu werfen, welche schon lange mit mir leiden, und sie, wenn sie mich verlieren sollten, durch seine Gnade zu stützen, so lange sie in dieser vergänglichen Welt sein werden.

Ich empfehle meine Kinder meiner Frau, deren mütterliche Liebe für sie ich niemals bezweifelt habe. Ich empfehle ihr besonders, sie zu guten Christen und rechtschaffenen Menschen zu erziehen, sie die Größe dieser Welt, wenn sie jemals das Unglück haben sollten, sie zu kosten, nur als gefährliche und vergängliche Güter betrachten zu lehren, und ihren Blick auf den einzigen festen und dauerhaften Gewinn, die Ewigkeit, zu richten. Ich bitte meine Schwester, meinen Kindern auch ferner ihre Liebe zuzuwenden und ihnen die Stelle der Mutter zu vertreten, wenn sie das Unglück haben sollten, die ihrige zu verlieren.

Ich bitte meine Frau, mir alle Leiden, welche sie meinetwegen erduldet, zu verzeihen, auch jeden Kummer, welchen ich ihr im Laufe unserer Verbindung bereitet haben sollte; auch kann sie sicher sein, daß ich kein bitteres Gefühl gegen sie hege, wenn sie glauben sollte, sich etwas gegen mich vorzuwerfen zu haben.

Ich empfehle besonders dringend meinen Kindern nächst ihren Pflichten gegen Gott, welche allen anderen vorangehen müssen, immer untereinander einig, sowie ihrer Mutter untertänig und gehorsam und für alle Opfer und Mühe dankbar zu sein, welche sie ihnen aus Liebe gegen sie und gegen mich zu Teil werden läßt. Ich bitte sie auch, meine Schwester als ihre zweite Mutter zu betrachten.

Ich empfehle meinem Sohne, wenn er das Unglück haben sollte, König zu werden, daran zu denken, daß er ganz und gar

UNIV. OF CALIFORNIA

dem Glücke seiner Mitbürger zu leben hat, daß er allen Haß und jegliches Rachegefühl unterdrücken muß, besonders das, welches aus dem Gedanken an meine gegenwärtigen Leiden entspringen könnte; daß er nur das Glück seines Volkes gründen kann, wenn er nach dem Gesetz regiert, daß aber ein König das Gesetz nicht zur Geltung bringen und das Gute in seinem Herzen nicht ausführen kann, wenn er nicht die notwendige Autorität hat, denn sonst ist er, in seinen Handlungen gebunden und ohne Ansehen, mehr schädlich als nützlich.

Ich empfehle meinem Sohne, für alle die Personen zu sorgen, welche mir zugetan waren, so weit seine späteren Verhältnisse es ihm gestatten werden, und daran zu denken, daß dies eine heilige Pflicht ist, welche ich gegen die Kinder und Angehörigen derjenigen auf mich genommen habe, die für mich umgekommen oder durch mich unglücklich geworden sind.

Ich weiß, daß mehrere Personen, welche mir früher befreundet gewesen waren, sich nicht so gegen mich benommen haben, wie sie es wohl gesollt hätten, und sogar Undankbarkeit gezeigt haben, aber ich vergebe ihnen (oft ist man in der Erregung nicht Herr seiner selbst) und bitte meinen Sohn, wenn er in die Lage kommen sollte, nur an ihr Unglück zu denken.

Ich würde hier gern denjenigen meinen Dank aussprechen, welche mir eine besonders wahre und selbstlose Anhänglichkeit bewiesen haben. Wenn ich auf der einen Seite schmerzlich von der Undankbarkeit und Treulosigkeit von Personen berührt war, denen ich stets nur Gutes erwiesen hatte, entweder ihnen selbst oder ihren Verwandten oder Freunden, so habe ich doch auf der anderen Seite den Trost gehabt, die Treue und Aufopferung vieler Freunde für mich zu erfahren. Ich bitte sie, meinen wärmsten Dank dafür zu empfangen. Bei der augen-

blicklichen Lage der Dinge müßte ich fürchten, sie bloßzustellen, wollte ich mich deutlicher ausdrücken; aber ich bitte meinen Sohn dringend, sie auf jede Weise ausfindig zu machen.

Ich würde indessen glauben, den Edelmut des Volkes herabzusetzen, wollte ich meinem Sohne nicht offen Chamilly und Huë empfehlen, welche in ihrer aufrichtigen Anhänglichkeit an mich sich sogar in dieses Gefängnis haben mit einschließen lassen, obgleich sie annehmen mußten, Opfer ihrer Treue zu werden. Ich empfehle ihm auch Clery, dessen treuer Fürsorge ich, solange er bei mir ist, viel Gutes verdanke; da er auch bis zum Ende bei mir ausgehalten hat, bitte ich die Herren des Gemeinderates, ihm meine Kleidungsstücke und Bücher, meine Uhr, meine Börse und die anderen Kleinigkeiten, welche dem Stadtrate ausgeliefert sind, einzuhändigen.

Ich verzeihe auch von Herzen meinen Wächtern die schlechte Behandlung und die Quälereien, welche sie gegen mich glaubten anwenden zu müssen; ich habe unter ihnen auch einige fühlende und mitleidige Menschen gefunden; mögen diese sich in ihrem Herzen des Friedens erfreuen, welchen ihre Denkweise ihnen geben muß.

Ich bitte die Herren Malesherbes, Tronchet und Deseze an dieser Stelle meinen aufrichtigen Dank und die Versicherung meiner Erkenntlichkeit für alle Sorgen und Mühen zu empfangen, welche sie sich für mich gemacht haben.

Ich schließe, indem ich vor Gott und bereit, vor ihm zu erscheinen, erkläre, daß ich mir keines der mir zur Last gelegten Verbrechen bewußt bin.

Doppelt gefertigt im Turm des Temple am 25. Dezember 1792.

Gez. Ludwig.

Am 26. Dezember mußte der König zum zweiten Male vor dem Konvent erscheinen; ich hatte die Königin davon benachrichtigen lassen, damit das Trommelrollen und die Truppenbewegungen sie nicht erschreckten. Der König ging um 10 Uhr vormittags fort und kam erst um 5 Uhr nachmittags wieder, immer unter der Bewachung Chambon's und Santerre's. Noch an demselben Aben-, gerade als Se. Majestät von Tisch aufstand, kamen Malesherbes, Deseze und Tronchet. Der König bot ihnen einige Erfrischungen an, aber nur Deseze nahm etwas an. Se. Majestät drückte letzterem seine Anerkennung für die Art aus, wie er seine Verteidigungsrede gehalten habe; darauf zogen sich die Herren in das Kabinet zurück.

Am anderen Tage geruhte der König, mir selbst ein gedrucktes Exemplar seiner Verteidigungsrede zu geben, fragte jedoch erst die Beamten, ob er dies ohne Bedenken tun dürfe. Der Kommissar Vincent, ein Bauunternehmer, welcher der königlichen Familie alle nur möglichen Dienste erwiesen hat, übernahm es sogar, der Königin heimlich ein Exemplar zukommen zu lassen. Er benutzte dann die Gelegenheit, als der König ihm hierfür dankte, um diesen um irgend einen kleinen Gegenstand zu bitten; darauf knüpfte der König seine Kravatte los und schenkte sie ihm. Ein anderes Mal gab er einem Beamten seine Handschuhe, um welche dieser aus demselben Grunde gebeten hatte. So waren sogar in den Augen einiger seiner Wächter die von ihm stammenden Kleidungsstücke Reliquien.

Am 1. Januar trat ich an das Bett des Königs und bat ihn leise um die Erlaubnis, ihm meine aufrichtigen Wünsche für das baldige Ende seines Unglücks darzubringen. „Ich nehme Ihre Glückwünsche gern entgegen," sagte er freundlich, und reichte mir seine Hand, die ich mit Tränen netzte. Sobald er

Am Mittwoch Morgen, den 16., blieb Malesherbes ziemlich lange bei dem Könige und versprach beim Fortgehen, daß er ihm, sobald er könnte, das Resultat der Abstimmung mitteilen würde. Da sich aber die Sitzung die ganze Nacht durch hinzog, wurde das Urteil erst am 17. morgens verkündigt.

Noch am 16. um 6 Uhr nachmittags kamen vier Kommissare zu dem Könige und verlasen ihm eine Verordnung des Inhaltes, daß vier Beamte ihn Tag und Nacht unter Sicht bewachen und zwei von ihnen sogar nachts neben seinem Bett bleiben sollten. Der König fragte, ob sein Urteil schon verkündet sei, worauf einer der Beamten (Du Roure) sich in den Sessel des Königs setzte und, während dieser stehen blieb, antwortete, daß er sich zwar um das, was im Konvent vorginge, nicht kümmere, daß er aber im übrigen gehört habe, daß man noch beim Namensaufrufe sei. Wenige Augenblicke später trat auch Malesherbes ein und teilte dem Könige mit, daß die Abstimmung noch nicht beendet sei.

In diesem Augenblicke brach in dem Kamin des Zimmers, welches der Holzträger des Temple bewohnte, Feuer aus. Eine ziemlich starke Volksmenge drang infolgedessen in den Hof ein, und ein Kommissar kam erschreckt in das Zimmer gestürzt und befahl Malesherbes, auf der Stelle den Turm zu verlassen. Malesherbes gehorchte, versprach aber dem Könige, wiederzukommen, um ihm das Resultat der Abstimmung mitzuteilen. „Weshalb sind Sie so furchtbar aufgeregt?“ fragte ich den Kommissar. — „Man hat Feuer angelegt in der Absicht, in dem Tumult Capet zu retten, aber ich habe soeben den Hof von einer starken Wache besetzen lassen.“ Bald erfuhr man, daß das Feuer gelöscht sei, und daß es sich um einen einfachen Unfall gehandelt hatte.

Fünftes Kapitel.

Tod des Königs.

Erſt am 20. Januar wurde dem König offiziell durch den Juſtizminiſter Garat ſein Todesurteil verkündet. Es war unwiderruflich, denn nach erbitterten Kämpfen am 18. und 19. war auch der Antrag auf Aufſchub der Vollſtreckung mit 380 gegen 310 Stimmen abgelehnt worden. Damit war auch die am 20. ausgeſprochene Bitte des Königs um einen dreitägigen Aufſchub ſchon im voraus gegenſtandslos geworden, und dem Verurteilten waren nur noch wenige Stunden Friſt gegeben, ſich auf die Ewigkeit vorzubereiten.

Am Donnerstag, den 17. Januar, erſchien Malesherbes um 9 Uhr morgens; ich ging ihm entgegen: „Es iſt alles verloren, der König iſt verurteilt!“ flüſterte er mir zu. Der König ſah ihn kommen und erhob ſich, um ihn zu begrüßen; Malesherbes ſank vor den Füßen ſeines Herrn nieder; ſeine Stimme erſtickte vor Schluchzen, und er brachte mehrere Minuten lang kein Wort hervor. Endlich hob ihn der König auf und drückte ihn mit tiefer Bewegung an ſeine Bruſt. Malesherbes teilte ihm darauf das Todesurteil mit; der König gab kein Zeichen von Ueberraſchung oder Rührung von ſich; er ſchien nur durch den Schmerz des ehrwürdigen Greiſes ergriffen zu ſein und verſuchte ſogar, dieſen zu tröſten.

Schließlich gab Malesherbes dem Könige einen eingehenden Bericht von dem Reſultat der namentlichen Abſtimmung. Angeber, Verwandte, perſönliche Feinde, Laien wie Geiſtliche, ſogar abweſende Deputierte, alle hatten mit abgeſtimmt, und trotz dieſer Verletzung aller Formen, hatten die, welche teils aus politiſchen, teils aus juriſtiſchen Gründen für den Tod ſtimmten, nur eine Mehrheit von 5 Stimmen erreicht. Mehrere Deputierte hatten nur für den Tod mit Aufſchub geſtimmt; daher war man

dabei, eine zweite namentliche Abstimmung über diese Frage vorzunehmen, und man konnte annehmen, daß die Stimmen derjenigen, welche den Königsmord aufschieben wollten, zusammen mit denen, welche nicht für die Todesstrafe waren, die Mehrheit ausmachen würden. Aber an den Saaltüren bedrohten Mörder, welche vom Herzog von Orléans und der Pariser Kommune gedungen waren, mit ihrem Geschrei und ihren Dolchen jeden, der sich weigerte, ihrem Drängen nachzugeben, und aus Furcht oder Gleichgültigkeit wagte niemand in der Hauptstadt etwas zur Rettung des Königs zu unternehmen.

Bevor Malesherbes fortging, setzte der König die Erlaubnis durch, ihn unter vier Augen sprechen zu dürfen. Er führte ihn in sein Kabinet, schloß die Tür hinter sich und blieb ungefähr eine Stunde mit ihm allein. Nachher brachte er ihn bis zur Ausgangstür und bat ihn, frühzeitig am Abend wiederzukommen und ihn nicht in seinen letzten Stunden zu verlassen. Als er wieder in das Zimmer kam, wo ich ihn erwartete, sagte er zu mir: „Der Schmerz dieses guten Greises hat mich tief gerührt."

Seit dem Eintritt Malesherbes hatte ein heftiges Zittern meinen ganzen Körper befallen; trotzdem bereitete ich alles vor, damit der König sich rasieren könnte. Er trug dabei selbst die Seife auf, und ich hielt, vor ihm stehend, das Becken. So gezwungen, meinen Schmerz zu meistern, hatte ich noch nicht gewagt, meinen unglücklichen Herrn anzublicken, aber zufällig richteten sich doch schließlich meine Augen auf ihn, und ohne es zu wollen liefen mir die Tränen über die Wangen. Ich weiß nicht, ob diese meine Schwäche dem Könige seine Lage zum Bewußtsein brachte, aber eine plötzliche Bläße trat auf sein Gesicht, und Nase und Ohren wurden plötzlich schneeweiß. Bei

dieſem Anblick wankten meine Kniee. Der König bemerkte meine Ohnmacht, ergriff meine beiden Hände, drückte ſie heftig und ſagte halblaut: „Seien Sie nur ruhig! Etwas mehr Mut!“ Da man uns beobachtete, drückte ihm nur meine ſtumme Sprache meinen furchtbaren Schmerz aus; er ſchien davon gerührt zu ſein; ſein Geſicht belebte ſich bald wieder, er raſierte ſich ruhig weiter und ließ ſich dann von mir ankleiden.

Bis zum Eſſen blieb der König in ſeinem Zimmer, ſei es mit Leſen beſchäftigt, ſei es auf- und abgehend. Am Abend, als er gerade in ſein Kabinet gehen wollte, folgte ich ihm unter dem Vorwande, daß er vielleicht meiner Dienſte bedürfte. „Haben Sie den Bericht von meiner Verurteilung gehört?“ fragte er mich. „Ach, Majeſtät, ſetzen Sie Ihre Hoffnung auf einen Aufſchub; Malesherbes glaubt nicht, daß man ihn Ihnen abſchlagen wird.“ „Ich gebe mich keinen Hoffnungen hin,“ entgegnete der König, „aber es ſchmerzt mich, daß mein Vetter, der Herzog von Orléans, für meinen Tod geſtimmt hat; leſen Sie einmal dieſe Liſte!“ Dabei übergab er mir die Liſte über die namentliche Abſtimmung, welche er in der Hand hielt. „Majeſtät,“ ſagte ich, „das Volk murrt laut; Dumouriez iſt in Paris, und man ſagt, daß er die Seele des Unwillens der Armee über den Prozeß gegen Eure Majeſtät iſt. Das Volk iſt empört über das nichtswürdige Verhalten des Herzogs von Orléans. Man ſpricht auch davon, daß die Vertreter der auswärtigen Mächte ſich vereinigen und vor dem Konvente vorſtellig werden wollen; endlich behauptet man auch, daß die Konventsmitglieder einen Volksaufſtand befürchten“; — „das würde ich ſehr bedauern“ unterbrach, mich der König; „das würde nur neue Opfer koſten. Ich für meine Perſon fürchte mich nicht vor dem Tode; ich zittere nur, wenn ich an das

Schicksal meiner Hinterbliebenen denke, an die Königin und meine armen Kinder. Und dann: meine treuen Diener, welche mich nicht verlassen haben, und die vielen Greise, welche nur von den dürftigen Pensionen leben, die ich ihnen gab, wer wird ihnen helfen? Ich muß sehen wie das Volk, der Anarchie verfallen, ein Opfer der inneren Kämpfe wird, wie Verbrechen auf Verbrechen gehäuft wird und wie fortwährender Hader Frankreich zerfleischt. Oh, gütiger Gott, mußte das der Lohn für alle meine Opfer sein!? Habe ich nicht alles getan, um das Glück der Franzosen zu befestigen?" Bei diesen letzten Worten ergriff der König meine Hände, während ich die seinigen in ehrfurchtsvoller Verehrung mit Tränen netzte. In diesem Zustande mußte ich den König verlassen. Er wartete den ganzen Abend vergebens auf Malesherbes und fragte mich schließlich, ob er nicht im Temple vorgesprochen habe; dieselbe Frage hatte ich schon an die Kommissare gerichtet, aber alle hatten sie verneint.

Auch am Freitag, den 18., erhielt der König keine Nachricht von Malesherbes, was ihn sehr beunruhigte. An diesem Tage war ihm ein alter „Mercure de France" in die Hände gefallen; er entdeckte darin ein Logogryph, welches er mir zu raten gab. Ich bemühte mich vergebens, das Wort zu finden. Wie, Sie können es nicht finden? Das Wort paßt aber gut auf meine augenblickliche Lage, es heißt „Opfer". Später befahl mir der König, aus der Bibliothek den Band der englischen Geschichte hervorzusuchen, welche den Tod Karls I. behandelt; er las darin die folgenden Tage. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß S. Majestät während seines Aufenthaltes im Temple 250 Bände gelesen habe. Am Abend nahm ich mir die Freiheit, den König darauf hinzuweisen, daß er nur durch einen

Konventsbeschluß seiner Räte beraubt werden könne und daß er verlangen könne, daß man sie zu ihm ließe. „Wir wollen bis morgen warten," sagte der König.

Am Sonnabend, den 19., um 9 Uhr vormittags, trat ein Kommissar, namens Gobeau, mit einem Papier in der Hand herein, hinter sich den Portier des Turmes, Matthey, mit einem Schreibzeuge. Er teilte dem Könige mit, daß er den Befehl habe, ein Verzeichnis über die Möbel und andere Dinge aufzunehmen. Während der König mich mit dem Kommissar allein ließ und sich in das Türmchen zurückzog, stellte dieser unter dem Vorwande der Inventuraufnahme eine bis ins kleinste gehende Untersuchung an, um, wie er sagte, sicher zu sein, daß keine Waffe oder scharfes Instrument im Zimmer seiner Majestät verborgen sei. Schließlich machte er sich daran, einen kleinen Schreibtisch, welcher Papiere enthielt, zu durchsuchen. Der König mußte alle Schubladen öffnen und jedes Papier, eins nach dem andern, herausnehmen und zeigen. In einer Schublade hinten befanden sich drei Rollen, deren Inhalt der Kommissar ebenfalls prüfen wollte. „Das ist Geld, welches mir nicht gehört," sagte der König, „es ist für Malesherbes bestimmt, ich hatte es für ihn zurechtgelegt". Die drei Rollen enthielten 3000 L. in Gold; auf jede Rolle hatte der König eigenhändig geschrieben: „An M. de Malesherbes".

Während man in dem Türmchen dieselben Durchsuchungen vornahm, kam der König in sein Zimmer zurück, um sich zu wärmen. Der Hausmann Matthey stand aber gerade vor dem Kamin, seine Rockschöße nach vorn geschlagen und dem Feuer den Rücken drehend. Obgleich der König sich nur schwer an einer Seite des Kamins wärmen konnte, blieb der unverschämte Mensch wie festgewurzelt auf seinem Platze, bis der König ihn

etwas heftig ersuchte, ein wenig beiseite zu treten. Darauf entfernte sich Mathey, und auch die Beamten verließen in diesem Augenblick das Zimmer, da sie ihre Untersuchungen beendet hatten.

Am Abend ersuchte der König die Kommissare, sich bei der Temple-Kommission nach den Gründen zu erkundigen, welche dem Besuche seiner Berater im Temple entgegenständen; er wünsche wenigstens mit Malesherbes verhandeln zu dürfen. Die Kommissare versprachen, den Wunsch des Königs zu melden, aber einer von ihnen gestand, daß es ihnen verboten sei, irgend einen Wunsch Ludwig XVI. dem Gemeinderate zu übermitteln, außer wenn er vom König eigenhändig geschrieben und unterzeichnet sei. „Warum hat man mich denn zwei Tage in Unkenntnis über diese neue Bestimmung gelassen?" fragte der König. Darauf schrieb er ein Gesuch und übergab es den Beamten, die es aber erst am folgenden Morgen weiter beförderten. Der König bat in seinem Schreiben darum, frei seine Berater sprechen zu dürfen und beschwerte sich darüber, daß man ihn Tag und Nacht unter Sicht bewache. „Sie werden wohl einsehen," schloß er, „daß es mir in meiner Lage außerordentlich peinlich ist, nicht allein sein zu dürfen und nicht die zu meiner inneren Sammlung notwendige Ruhe zu haben."

Am Sonntag, den 20., fragte der König sofort nach seinem Aufstehen die Gemeinderäte, ob sie sein Gesuch an den Gemeinderat geschickt hätten; sie versicherten, es sofort befördert zu haben. Als ich um 10 Uhr das Zimmer des Königs betrat, sagte dieser sofort zu mir: „Ich sehe noch nicht, daß Malesherbes kommt." „Majestät," antwortete ich, „ich habe eben erfahren, daß er mehrere Male zum Tempel gekommen ist, aber daß man ihm immer den Einlaß verweigert hat." „Wir werden ja den Grund

dieſer Weigerung erfahren," entgegnete der König, „der Gemeinderat hat ſicher ſchon Stellung zu meinem Geſuche genommen." Darauf ging er im Zimmer auf und ab, las und ſchrieb und beſchäftigte ſich ſo den ganzen Morgen.

Es hatte gerade 2 Uhr geſchlagen, als plötzlich die Tür aufging: es war der Exekutionsrat. 12 bis 15 Perſonen erſchienen gleichzeitig: der Juſtizminiſter Garat, der Miniſter des Auswärtigen Lebrun, ihr Sekretär Grouvelle, der Präfekt und der Generalſyndikus des Departements, der Bürgermeiſter und der Stadtſyndikus von Paris, und der Präſident und der Staatsanwalt des Schwurgerichts. Santerre, welcher vor ihnen herſchritt, ſagte zu mir: „Melden Sie den Exekutionsrat an!" Der König, welcher die vielen Schritte gehört hatte, war aber ſchon aufgeſtanden und hatte einige Schritte nach der Eingangstür getan. Als er nun den Zug erblickte, blieb er zwiſchen der Tür ſeines Zimmers und der des Vorzimmers in edler, würdevoller Haltung ſtehen. Ich ſtand dicht neben ihm. Garat führte, den Hut auf dem Kopfe, das Wort und ſprach: „Ludwig, der Konvent hat den proviſoriſchen Exekutionsrat beauftragt, Ihnen ſeine Beſchlüſſe vom 15., 16., 17., 19. und 20. Januar bekannt zu geben; der Sekretär des Rates wird ſie Ihnen vorleſen." Darauf entfaltete der Sekretär Grouvelle das Schriftſtück und las mit leiſer und zitternder Stimme:

Beſchluß des Nationalkonventes
vom 15., 16., 17., 19. und 20. Januar.

Artikel I.

Der Nationalkonvent erklärt Ludwig Capet, letzten König der Franzoſen, für ſchuldig der Verſchwörung gegen die Freiheit

des Volkes und des Anschlages auf die allgemeine Sicherheit des Staates.

Artikel II.

Der Konvent bestimmt, daß Ludwig Capet die Todesstrafe erleiden wird.

Artikel III.

Der Nationalkonvent lehnt den durch seine Berater vor die Schranken gebrachten Antrag Ludwig Capets, über das vom Konvent gegen ihn gefällte Urteil an das Volk zu appellieren, ab, und verbietet jedem Franzosen bei Strafe der Verfolgung und Bestrafung als Attentäter gegen die allgemeine Sicherheit der Republik, diesem Antrage irgendwie Folge zu leisten.

Artikel IV.

Der provisorische Exekutionsrat wird den vorliegenden Beschluß binnen 24 Stunden Ludwig Capet bekannt geben, die notwendigen Polizei- und Sicherheitsmaßregeln ergreifen, um die Ausführung des Beschlusses innerhalb 24 Stunden von seiner Bekanntgebung ab zu bewirken, und schließlich sofort nach dessen Vollstreckung dem Konvent über alles berichten."

Während der Verlesung der Artikel zeigte das Gesicht des Königs keinerlei Veränderung. Nur bei dem ersten Artikel, als das Wort Verschwörung gelesen wurde, bemerkte ich ein verächtliches Lächeln um seinen Mund, aber bei den Worten „wird die Todesstrafe erleiden" zeigte sein verklärter Gesichtsausdruck allen, die ihn beobachteten, daß der Tod für den Unschuldigen ohne Schrecken ist. Der König trat nun einen Schritt auf den Sekretär Grouvelle zu, nahm das Dekret aus seiner Hand, faltete es zusammen, zog aus der Tasche seine Brief-

tasche und steckte es dort hinein. Dann entnahm er derselben Brieftasche ein Schriftstück und sagte zu dem Minister Garat: „Herr Justizminister, ich bitte Sie, dieses Schreiben sofort dem Konvente zu übergeben.“ Da der Minister zu zögern schien, fügte der König hinzu: „Ich werde es Ihnen vorlesen,“ und las mit völliger Ruhe:

„Ich bitte um einen Aufschub von drei Tagen, um mich vorbereiten zu können, vor Gott zu erscheinen; zu diesem Zwecke bitte ich auch darum, frei mit der Person sprechen zu können, welche ich den Kommissaren namhaft machen werde, und daß ferner diese Person sicher vor jeder Nachstellung für diesen Akt des Erbarmens sei, welchen sie an mir erfüllt.

Ich bitte außerdem von der ständigen Überwachung befreit zu werden, welche die Kommission seit einigen Tagen angeordnet hat.

Ich bitte ferner darum, in dieser Zeit meine Familie ohne Zeugen und wann es mir beliebt sehen zu dürfen; ich möchte auch sehr gern, daß der Konvent sich sogleich mit der Zukunft meiner Familie beschäftigt und ihr erlaubt, sich zurückzuziehen, wohin es ihr beliebt.

Ich empfehle auch diejenigen Personen dem Wohlwollen der Nation, welche zu meinem Gefolge gehörten; unter ihnen sind viele, welche ihr ganzes Vermögen in ihre Stellung gesteckt haben und nun, da sie kein Gehalt mehr beziehen, sich in Not befinden müssen; andere haben ausschließlich von ihrem Gehalte gelebt; außerdem gibt es unter den Pensionären viele Greise, Frauen und Kinder, welche nichts als ihre Pension hatten.

Geschrieben im Turm des Temple am 20. Januar 1793.

gez. Ludwig.“

Garat nahm den Brief des Königs und versicherte, daß er ihn dem Konvent übergeben würde. Während er aber hinausging, suchte Se. Majestät von neuem in der Brieftasche, zog daraus einen Zettel hervor und sagte: „Herr Justizminister, wenn der Konvent meine Bitte betreffs der Person bewilligt: hier ist ihre Adresse!"; damit übergab er das Papier einem Gemeinderat. Die Adresse, von einer anderen Hand als der des Königs geschrieben, lautete: „M. Edgeworth de Firmont, Rue du Bac No. 483." Darauf trat der König einige Schritte zurück, worauf der Minister und seine Begleiter sich entfernten.

Einen Augenblick ging der König in seinem Zimmer auf und ab, während ich, gegen die Tür gelehnt, mit verschränkten Armen wie betäubt dastand. Endlich trat Se. Majestät an mich heran und sagte: „Cléry, bestellen Sie mein Essen!" Gleich darauf riefen mich zwei Kommissare in das Eßzimmer und verlasen mir dort eine Verfügung, welche besagte, daß der König bei seinen Mahlzeiten forthin weder Messer noch Gabel gebrauchen dürfe; beide Gegenstände sollten seinem Kammerdiener übergeben werden, dieser sollte Fleisch und Brot für den König vor den Augen von zwei Kommissaren zerteilen und darauf das Messer wieder abgeben. Die beiden Gemeinderäte beauftragten mich, dem Könige diese Verfügung mitzuteilen, doch weigerte ich mich dessen.

Als der König in den Speisesaal trat, sah er den Korb mit dem Essen für die Königin und fragte, weshalb man seine Familie eine Stunde länger habe warten lassen, da diese Verzögerung sie doch beunruhigen müsse. Dann setzte er sich zu Tisch: „Ich habe kein Messer," sagte er zu mir. Darauf teilte der Kommissar Minier Sr. Majestät den Beschluß des Ge-

meinderates mit. „Wie, hält man mich für so feige, daß ich mir das Leben nähme?“ fragte der König; „man beschuldigt mich zwar, Verbrechen begangen zu haben, aber ich bin unschuldig und werde deshalb furchtlos sterben; ich wünschte, mein Tod könnte das Glück der Franzosen begründen und das Unheil abwenden, welches ich kommen sehe.“ Die Kommissare antworteten nichts. Der König aber aß nur wenig, zerteilte das Rindfleisch mit dem Löffel und brach sein Brot; die Mahlzeit dauerte daher nur wenige Minuten.

Ich befand mich gerade in tiefem Schmerz versunken in meinem Zimmer, als um 6 Uhr Garat wieder erschien; ich meldete seine Ankunft dem Könige. Santerre, welcher vor Garat eingetreten war, trat an den König heran und sagte ihm halblaut und lächelnd: „Hier ist der Exekutivrat wieder.“ Inzwischen war auch Garat hinzugetreten und meldete dem Könige, daß er seinen Brief dem Konvente vorgelegt hätte und beauftragt sei, ihm folgende Antwort zu geben: es sei Ludwig gestattet, sich einen passend erscheinenden Geistlichen kommen zu lassen und seine Familie frei und ohne Zeugen zu sprechen; die Nation werde ferner, großmütig und gerecht wie immer, sich mit dem Schicksale seiner Familie befassen und den Gläubigern des königlichen Hauses angemessene Entschädigungen gewähren; über den Antrag des Aufschubes von drei Tagen sei der Konvent zur Tagesordnung übergegangen.

Der König hörte diese Antwort, ohne eine Bemerkung dazu zu machen, an und trat dann in sein Zimmer zurück. „Ich glaubte nach dem Gesicht Santerre's,“ sagte er, „daß der Aufschub bewilligt sei.“ In diesem Augenblicke trat ein junger Gemeinderat namens Boston zu uns heran. „Sie scheinen an meinem Schicksale Anteil zu nehmen,“ sagte der König zu ihm,

„ich danke Ihnen dafür.“ Der Kommissar blickte erstaunt darein und wußte nicht, was er sagen sollte, und ich selbst wunderte mich über die Worte Sr. Majestät, denn derselbe Beamte, obgleich kaum 22 Jahre alt und von sanftem und interessantem Gesicht, hatte erst einige Augenblicke vorher gesagt: „Ich habe eigens gewünscht, in den Temple zu kommen, um zu sehen, was für ein Gesicht er (d. h. der König) morgen machen wird.“ — „Ich auch,“ erwiderte darauf der Steinmetz Merceraut, von dem ich schon gesprochen habe; „alle anderen weigerten sich, zu kommen, ich aber möchte dieses Vergnügen nicht um vieles Geld aufgeben.“ Derart waren die rohen und gemeinen Menschen, welche der Pariser Gemeinderat bestimmte, um den König in seinen letzten Augenblicken zu bewachen.

Seit vier Tagen hatte der König keinen von seinen Beratern gesehen, und diejenigen Kommissare, welche Mitleid für ihn zu empfinden schienen, vermieden es, ihm nahe zu kommen; von so vielen Untertanen, deren Vater er gewesen war, von so vielen Franzosen, die er mit Wohltaten bedacht hatte, blieb ihm nur noch ein einziger Diener, welcher in seinen Leiden um ihn war.

Nach der Verlesung der Antwort des Konvents hatten die Kommissare den Justizminister beiseite genommen und ihn gefragt, in welcher Weise der König seine Familie sehen sollte. „Ohne Zeugen,“ antwortete Garat, „denn so hat es der Konvent bestimmt.“

Die Kommissare wiesen dem gegenüber auf die Bestimmung des Gemeinderates hin, daß sie den König weder Tag noch Nacht aus den Augen lassen wollten, und man einigte sich endlich dahin, daß, um die beiden widersprechenden Befehle miteinander in Einklang zu bringen, der König die Seinigen im

Speiſeſaal empfangen ſolle, ſo daß man ihn durch die Scheiben der Tür im Auge behalten könnte, die Tür ſollte aber geſchloſſen bleiben, damit man ihn nicht hören könnte.

In dieſem Augenblicke rief S. Majeſtät noch einmal den Juſtizminiſter, um ihn zu fragen, ob er de Firmont beſtellt habe; Garat antwortete, daß er ihn ſogar in ſeinem Wagen mitgebracht habe; Firmont ſei im Sitzungszimmer und werde ſofort heraufkommen. Hierauf gab der König dem Gemeinderat Baudrais, welcher mit dem Juſtizminiſter plauderte, eine Summe von 3000 Francs in Gold und bat ihn, das Gold Malesherbes zu geben, dem es gehöre. Baudrais verſprach dies zwar, brachte aber trotzdem die 3000 Francs ſofort nach der Temple-Kommiſſion, und Malesherbes hat das Geld nie geſehen. Als Firmont erſchien, führte ihn der König in das Türmchen und ſchloß ſich mit ihm ein. Da Garat inzwiſchen fortgegangen war, blieben nur 3 Beamte im Zimmer.

Als der König um 8 Uhr wieder zum Vorſchein kam, bat er die Kommiſſare, ihn zu ſeiner Familie zu führen, aber jene erwiderten, daß das nicht anginge, ſondern daß man die anderen Gefangenen auf ſeinen Wunſch herabführen wolle. „Schön", antwortete der König, „aber ich darf doch wohl meine Familie allein in meinem Zimmer ſprechen?" — „Nein", antwortete einer der Kommiſſare, „wir haben mit dem Juſtizminiſter ausgemacht, daß das Zuſammentreffen im Speiſeſaale ſein ſoll." — „Sie haben doch aber gehört, daß der Konvent mir erlaubt hat, die Meinigen ohne Zeugen zu ſprechen," wendete der König ein. — „Das iſt allerdings richtig," ſagten die Kommiſſare, „Sie werden auch allein ſein; wir werden die Tür ſchließen, Sie aber durch das Fenſter der Glastür im Auge behalten." — „Laſſen Sie alſo meine Familie herunterkommen!" ſagte der König.

Inzwiſchen trat der König in den Speiſeſaal ein, ich folgte ihm dahin, rückte den Tiſch beiſeite und ſtellte die Stühle zurück, um mehr Platz zu ſchaffen. „Sie müſſen wohl noch etwas Waſſer und ein Glas bringen," bemerkte der König. Da auf dem Tiſche ſchon eine Karaffe mit Eiswaſſer ſtand, brachte ich nur ein Glas und ſtellte es daneben. „Nein!" ſagte darauf S. Majeſtät, „bringen Sie lieber gewöhnliches Waſſer, denn wenn die Königin das Eiswaſſer tränke, könnte es ihr ſchlecht bekommen. Bitten Sie auch Herrn von Firmont, daß er nicht aus dem Kabinet herauskommt, denn ich fürchte, daß ſein Anblick den Schmerz der Meinigen erhöht." Der Kommiſſar, welcher die anderen Gefangenen holen ſollte, blieb ¼ Stunde; inzwiſchen war der König in ſein Zimmer zurückgegangen, kam aber häufig ſcheinbar in größter Unruhe an die Tür.

Endlich um 8½ Uhr ging die Tür auf: Die Königin erſchien zuerſt, ihren Sohn an der Hand, dann kam Prinzeſſin Maria Thereſia Charlotte und Prinzeſſin Eliſabeth; alle ſtürzten dem Könige in die Arme. Ein beängſtigendes Schweigen, welches nur hier und da durch Schluchzen unterbrochen wurde, herrſchte einige Minuten lang. Dann machte die Königin eine Bewegung, wie um ihren Gemahl in ſein Zimmer zu ziehen, aber dieſer ſagte: „Nein, wir wollen in dieſen Saal gehen; ich darf Euch nur dort ſprechen." Sie traten darauf in das Eßzimmer, deſſen Glastür ich hinter ihnen ſchloß. Ich ſah, wie der König Platz nahm, die Königin links von ihm, rechts Prinzeſſin Eliſabeth, gegenüber Prinzeſſin Charlotte, während der kleine Prinz zwiſchen den Knien des Königs ſtand. Alle ſchmiegten ſich an den König und legten häufig die Arme um ihn. Dieſes ergreifende Bild währte 1¾ Stunden, während welcher Zeit man kein einziges Wort hören konnte. Man ſah nur, daß nach jedem Satze des

Königs das Schluchzen der Damen von neuem hervorbrach, daß es einige Zeit anhielt und daß der König dann abermals zu sprechen begann. Aus ihren Bewegungen konnte man leicht schließen, daß der König selbst ihnen seine Verurteilung verkündet hatte.

Um 10¼ Uhr erhob sich der König; die andern folgten seinem Beispiele. Ich öffnete die Tür. Die Königin hatte den rechten Arm ihres Gemahls gefaßt, und beide hielten mit einer Hand den Kronprinzen. Prinzessin Maria Theresia Charlotte umklammerte, links vom Könige stehend, ihren Vater um die Mitte des Körpers, und Prinzessin Elisabeth hatte auf derselben Seite, aber etwas weiter rechts hintenstehend, den Arm ihres Bruders ergriffen. Alle bewegten sich jetzt unter herzzerreißenden Klagelauten nach der Tür zu. „Ich versichere Euch, daß ich Euch morgen früh um 8 Uhr noch einmal wiedersehen werde", sagte der König. „Du versprichst es uns?" fragten sie alle einstimmig. „Ja, ich verspreche es Euch!" — „Warum denn nicht um 7 Uhr?" fragte die Königin. — „Schön, also um 7 Uhr," antwortete der König; „lebt wohl!" Die letzten Worte waren aber mit so weicher Stimme gesprochen, daß das Schluchzen mit erneuter Heftigkeit begann. Die Prinzessin sank ohnmächtig zu den Füßen ihres Vaters nieder, dessen Kniee umklammernd; ich versuchte mit Prinzessin Elisabeth, sie aufzurichten und zu stützen. Endlich machte der König dieser herzzerreißenden Szene ein Ende; er küßte alle noch einmal aufs zärtlichste und riß sich dann gewaltsam aus ihrer Umarmung. Mit den Worten: „Lebt wohl! Lebt wohl!" verschwand er in seinem Zimmer.

Die Damen wurden nunmehr wieder hinaufgeführt; ich wollte weiter der Prinzessin Charlotte behülflich sein, aber die Kommissare zwangen mich schon auf der zweiten Stufe, wieder zurückzugehen. Obgleich beide Türen geschlossen wurden, hörte

man immer noch die Klagelaute und das Schluchzen der Damen auf der Treppe. Der König war inzwischen wieder zu seinem Beichtvater in das Kabinet des Türmchens getreten.

Nach ½ Stunde kam er wieder heraus und ließ sich das Abendessen auftragen; er aß wenig, aber mit Appetit.

Einige Minuten, nachdem S. Majestät sich nach dem Essen wieder in das Türmchen zurückgezogen hatte, kam sein Beichtvater aus demselben heraus und ersuchte die Kommissare, ihn in das Sitzungszimmer zu führen. Dort bat er um Priesterkleidung und alles sonst Erforderliche, um am nächsten Morgen die Messe zu lesen. Nur mit großer Mühe erreichte es Firmont, daß man seinen Wunsch erfüllte und nach der zur Pfarrkirche umgestalteten Kirche der Kapuziner des Marais', in der Nähe des Soubise-Palastes, schickte, um die für den Gottesdienst nötigen Geräte holen zu lassen. Aus dem Sitzungszimmer begab sich Firmont wieder zum Könige und schloß sich mit diesem im Türmchen ein, wo beide bis ½1 Uhr Nachts blieben. Dann kleidete sich der König aus; als ich ihm aber das Haar wickeln wollte, sagte er: „Lassen Sie nur, es ist nicht der Mühe wert", und als ich die Vorhänge seines Bettes zuzog: „Cléry, wecken Sie mich um 5 Uhr!"

Kaum war der König zur Ruhe, als ein tiefer Schlaf sich seiner bemächtigte; er schlief bis 5 Uhr, ohne aufzuwachen. Firmont, den der König gebeten hatte, ein wenig zu ruhen, warf sich auf mein Bett, während ich die Nacht auf einem Stuhle im Zimmer des Königs zubrachte im Gebete zu Gott, daß er meinem Herrn Kraft und Mut schenken möge.

Als ich 5 Uhr schlagen hörte, zündete ich das Feuer an; bei dem Geräusch, welches dabei entstand, wachte der König auf und fragte: „Hat es schon 5 Uhr geschlagen?" — „Es hat schon

auf mehreren Türmen geschlagen, Majestät, aber noch nicht von der Zimmeruhr", gab ich zur Antwort. Als das Feuer brannte, trat ich an das Bett heran. „Ich habe gut geschlafen", sagte der König, „ich hatte es allerdings auch nötig, denn der gestrige Tag hatte mich sehr angegriffen. Wo ist Firmont?" — „Er liegt auf meinem Bette". — „Und Sie, wo haben Sie denn die Nacht zugebracht?" — „Auf diesem Stuhle". — „Das tut mir sehr leid!" — „Ach, Majestät, wie könnte ich heute an mich denken?" — Der König ergriff darauf meine Hand und drückte sie herzlich.

Ich kleidete nun den König an und frisierte ihn; während der Toilette machte er von seiner Uhr ein Petschaft los, steckte es in seine Westentasche und legte die Uhr auf den Kaminsims; darauf zog er von seinem Finger einen Ring, betrachtete ihn nochmals und steckte ihn zu dem Petschaft in die Westentasche; dann zog er ein frisches Hemd und eine weiße Weste an, welche er am Tage vorher erhalten hatte, und ließ sich von mir den Rock anziehen; aus diesem nahm er seine Brieftasche, seine Lorgnette, seine Tabakdose und einige andere Sachen, die er alle mitsammt seiner Börse ebenfalls auf den Kamin legte. Dieses alles geschah schweigend und vor mehreren Kommissaren. Als die Toilette beendet war, bat mich S. Majestät, Herrn von Firmont zu rufen. Dieser war, als ich kam, schon aufgestanden und folgte dem Könige in das Kabinet.

Während dessen stellte ich mitten in das Zimmer eine Kommode und richtete sie als Altar her, um daran die Messe zu lesen. Die notwendigen Geräte hatte man schon um 2 Uhr nachts gebracht. Ich trug das Priesterkleid in mein Zimmer und benachrichtigte, als alles fertig war, den König. Er fragte mich, ob ich bei der Messe assistieren könne; ich bejahte dies,

ſagte aber, daß ich die Antworten nicht auswendig wüßte. Darauf öffnete der König ein Buch, welches er in der Hand hielt, ſuchte darin den Artikel über die Meſſe und gab es mir; er ſelbſt nahm ein anderes Buch. Inzwiſchen hatte der Prieſter ſeinen Anzug beendet. Ich hatte vor den Altar einen bequemen Stuhl geſetzt und für S. Majeſtät ein großes Kiſſen auf die Erde gelegt. Der König ließ es mich aber fortnehmen und holte ſelbſt aus dem Kabinet ein kleines Roßhaarkiſſen, deſſen er ſich gewöhnlich bei ſeinen Andachten bedient hatte. Sobald der Prieſter eintrat, zogen ſich die Kommiſſare in das Vorzimmer zurück, und ich ſchloß einen der Flügel der Tür. Die Meſſe begann um 6 Uhr; während des feierlichen Aktes herrſchte die tiefſte Stille; der König hörte, während der ganzen Zeit knieend, die Meſſe in tiefſter Andacht und erhabenſter Ruhe an. Darauf beichtete er und ging in ſein Kabinet zurück, während der Prieſter ſich in mein Zimmer begab, um ſeine Kleidung abzulegen. Dieſen Augenblick benutzte ich, um in das Kabinet zu dem Könige zu treten. Er nahm meine beiden Hände und ſagte in weichem Tone: „Cléry, ich bin mit Ihren Dienſten zufrieden.“ — „Ach, Majeſtät“, entgegnete ich, indem ich mich ihm zu Füßen warf, „könnte ich mich doch für Sie Ihren Henkern darbieten und ein Leben erhalten, welches allen guten Franzoſen ſo teuer iſt! Verlieren Sie nicht alle Hoffnung, Majeſtät, man wird nicht wagen, Ihre Perſon anzutaſten.“ — „Der Tod ſchreckt mich keineswegs, ich bin auf alles gefaßt; aber Sie ſollen ſich wenigſtens nicht ausſetzen. Ich werde das Geſuch ſtellen, daß Sie bei meinem Sohne bleiben. Laſſen Sie ihm alle nur denkbare Fürſorge an dieſem ſchrecklichen Orte zu Teil werden! Erinnern Sie ihn, ſagen Sie ihm, welchen tiefen Schmerz ich über ſein Unglück empfinde. Vielleicht wird er

eines Tages Ihre Pflichttreue belohnen können." — „Oh mein Herr, mein König", rief ich bewegt aus, „wenn meine tiefste Ergebenheit, mein Eifer und meine Dienste wirklich Ihre Anerkennung haben erringen können, so möchte ich nur eine Gnade als Belohnung von Ihnen erbitten: geben Sie mir Ihren Segen! Versagen Sie ihn nicht dem letzten Franzosen, welcher bei Ihnen geblieben ist!" Ich lag immer noch zu Füßen des Königs und hielt dessen eine Hand gefaßt. In dieser Stellung gewährte er meine Bitte und gab mir seinen Segen; dann zog er mich empor, drückte mich in seine Arme und sagte: „Nehmen Sie dies für alle Franzosen, welche noch an mir hängen; sagen Sie auch Turgi, daß ich mit ihm zufrieden bin; und nun gehen Sie wieder in das Zimmer, damit Sie keinen Verdacht erregen." Dann rief er mich noch einmal zurück und nahm von einem Tische ein Papier, welches er dorthin gelegt hatte: „Sehen Sie, hier ist ein Brief, den Péthion mir damals als Sie in den Temple kamen, geschrieben hatte; er kann Ihnen vielleicht für Ihren ferneren Aufenthalt hier von Nutzen sein." Ich ergriff nochmals die Hand meines Herrn und küßte sie, dann ging ich hinaus. „Leben Sie wohl" rief er mir nach, „Leben Sie wohl!"

Als ich mein Zimmer betrat, lag Herr von Firmont vor meinem Bette im Gebet. „Was für ein König!" sagte er, als er sich wieder erhoben hatte; „mit welcher Ergebenheit und Fassung geht er in den Tod! Er ist so ruhig, wie wenn er die Messe in seinem Schlosse inmitten seines Hofes gehört hätte." — „Ich habe eben einen ergreifenden Abschied von ihm genommen", sagte ich; „er hat mir versprochen, darum zu bitten, daß ich hier bei seinem Sohne bleiben soll; ich bitte Sie, Herr Abbé, ihn nachher noch einmal daran zu erinnern, denn ich werde nicht

mehr das Glück haben, ihn allein zu sprechen." Herr von Firmont versicherte, daß ich unbesorgt sein könne, und ging wieder zu Sr. Majestät.

Um 7 Uhr kam der König aus seinem Kabinet, rief mich und sagte, mich in eine Fensternische ziehend: „Geben Sie dieses Siegel*) meinem Sohne und diesen Ring**) der Königin und sagen Sie ihr, daß es mir sehr weh tut, sie verlassen zu müssen. Dieses kleine Päckchen enthält Haare von allen meinen Angehörigen; geben Sie es ihr ebenfalls! Sagen Sie auch der Königin, meinen lieben Kindern und meiner Schwester, daß ich ihnen versprochen hatte, sie heute Morgen noch einmal zu

*) Auf meiner Reise von Wien nach England nahm ich meinen Weg über Blankenburg in der Absicht, dem Könige mein Manuskript zu widmen. Als derselbe bei dieser Stelle meines Tagebuches angekommen war, suchte er in seinem Sekretär und fragte dann, indem er mir bewegt ein Petschaft vor Augen hielt: „Kennen Sie das, Cléry?" — „Ach, Majestät, das ist es!" — „Wenn Sie daran zweifeln sollten," fuhr der König fort, „so lesen Sie diesen Zettel!" Ich las ihn zitternd. Ich erkannte die Handschrift der Königin, und das Zettelchen war außerdem von dem Kronprinzen, damals Ludwig XVII., der Prinzessin Maria Theresia Charlotte und Prinzessin Elisabeth beschrieben. Man stelle sich vor, welche schmerzliche Rührung ich empfand! Ich stand vor einem Fürsten, den das Schicksal bisher fortwährend verfolgt hatte, vor wenigen Stunden noch war ich bei dem Abbé de Firmont gewesen und jetzt, gerade am 21. Januar, sah ich in den Händen Ludwig XVIII. dieses Zeichen königlicher Würde, welches Ludwig XVI. seinem Sohne hatte übertragen wollen. Voll tiefer Andacht erkannte ich darin die Vorsehung Gottes und bat den König um die Erlaubnis, das kostbare Stückchen Papier drucken zu lassen. Es ist getreu nach dem Original wiedergegeben (s. S. 131). Nachher wohnte ich der Messe bei, welche der König am Todestage seines Bruders von dem Abbé de Firmont feiern ließ. Die Tränen, welche ich dabei habe vergießen sehen, waren mir keineswegs etwas Fremdes.

**) Dieser Ring befindet sich im Besitze des Bruders Ludwigs XVIII.; er wurde ihm von der Königin und Prinzessin Elisabeth nebst einer Haarlocke des Königs zugesandt. Die Abbildung des Zettelchens, welches dabei lag, habe ich ebenfalls meinem Tagebuche beigefügt (s. S. 131).

sehen, aber daß ich ihnen den Schmerz einer so furchtbaren Trennung habe ersparen wollen. O, wie schwer fällt es mir, zu scheiden, ohne sie noch einmal umarmt und geküßt zu haben." Der König mußte hier seine Tränen trocknen und fuhr dann im Tone heißen Schmerzes fort: „Ich beauftrage Sie, ihnen meine letzten Abschiedsgrüße zu überbringen." Damit ging er wieder in das Kabinett zurück.

Die Beamten, welche herangetreten waren und die Worte des Königs gehört hatten, hatten bemerkt, daß Se. Majestät mir die Gegenstände übergeben hatte, welche ich noch in der Hand hielt. Sie befahlen mir, sie ihnen auszuhändigen; aber einer von ihnen schlug vor, mich bis zur Entscheidung der Temple-Kommission im Besitz der Dinge zu lassen. Dieser Vorschlag wurde angenommen.

Eine Viertelstunde darauf kam der König aus dem Kabinett und beauftragte mich, zu fragen, ob er eine Schere bekommen könne. Ich richtete daher eine entsprechende Bitte an die Kommissare. „Wissen Sie, was er damit machen will?" — „Nein." — „Wir müssen es aber wissen!" Ich klopfte daher an die Tür des Kabinetts, worauf der König herauskam. Ein Beamter, welcher mir gefolgt war, sagte zu ihm: „Sie wünschen eine Schere; aber bevor wir darum im Kommissionszimmer ersuchen, müssen wir wissen, was Sie damit anfangen wollen." Der König antwortete: „Cléry soll mir die Haare schneiden." Die Kommissare zogen sich darauf zurück, und einer von ihnen ging in das Sitzungszimmer hinunter, wo man nach halbstündiger Beratung das Gesuch um eine Scheere ablehnte. Als der Beamte mit diesem Bescheide herauf kam, sagte der König: „Ich hätte die Schere garnicht berührt; ich möchte nur, daß Cléry mir in Ihrer Gegenwart das Haar schneidet. Bemühen Sie sich

bitte noch einmal, und richten Sie meine Bitte in dieſer Art aus!" Der Beamte ging auch noch einmal zu der Kommiſſion hinunter, welche aber bei ihrer abſchlägigen Antwort blieb.

Jetzt teilte man mir auch mit, daß ich mich fertig machen ſolle, den König zu begleiten, um ihn auf dem Schafott auszukleiden. Dieſer Befehl verſetzte mich in tödliche Beſtürzung, aber ich nahm alle meine Kräfte zuſammen, um meinem Herrn dieſen letzten Dienſt erweiſen zu können, da ihm die Hilfe des Henkers dabei ſicher widerwärtig ſein würde. Da kam ein anderer Kommiſſar zu mir und teilte mir mit, daß ich hier bleiben würde, denn „der Henker ſei gut genug für ihn".

Seit 5 Uhr nachts war Paris unter Waffen. Der Generalmarſch, den man überall ſchlug, das Geklirr von Waffen, das Trampeln von Pferden, das Rollen von Geſchützen, die man auffuhr und wieder entfernte: alles das war im Turm zu hören.

Um 9 Uhr wird das Geräuſch ſtärker, die Tür wird polternd aufgeriſſen und Santerre tritt mit 7—8 Kommiſſaren und 10 Gensdarmen ein, die er in zwei Reihen aufſtellt. Auf den Lärm kommt der König aus ſeinem Kabinet heraus. „Sie kommen, um mich zu holen?" ſagt er zu Santerre. — „Ja." — „Ich bitte noch um einen Augenblick." Dann geht er noch einmal in ſein Kabinet, kommt aber ſogleich mit dem Prieſter wieder heraus. In der Hand hält er ſein Teſtament; er tritt auf den Kommiſſar, welcher zu vorderſt ſteht (Jacques Roux, einen vereidigten Prieſter), zu und ſagt: „Ich bitte Sie, dieſes Schriftſtück der Königin, meiner Frau, zu geben." Der Prieſter weigert ſich, das Papier anzunehmen: „Das geht mich nichts an; ich bin hier, um Sie mit zum Schafott zu führen." Darauf wendet ſich der König an einen andern Kommiſſar, Gobineau: „Geben Sie bitte dies Papier meiner Frau; Sie können es leſen, es

enthält Anordnungen, welche ich zur Kenntnis des Gemeinderates bringen möchte."

Ich befand mich am Kamin hinter dem Könige; da er sich jetzt nach mir umwandte, wollte ich ihm seinen Rock reichen. „Lassen Sie nur, ich brauche ihn nicht," sagte er, „geben Sie mir nur meinen Hut." Ich tat dies, und seine Hand begegnete der meinigen, die er zum letzten Male drückte. Dann wandte er sich an die Kommissare: „Meine Herren, ich möchte, daß Cléry bei meinem Sohne bleibt, da dieser an dessen Dienste gewöhnt ist. Ich hoffe, daß der Gemeinderat diese Bitte gewähren wird." Dann mit einem Blicke auf Santerre: „Wir können aufbrechen."

Dies waren die letzten Worte, welche Se. Majestät in seinem Zimmer sprach. Oben auf der Treppe traf er Mathey, den Portier des Turmes, und sagte zu ihm: „Ich bin vorgestern etwas heftig gegen Sie gewesen, seien Sie mir nicht böse darum." Mathey erwiderte nichts, sondern wandte sich absichtlich ab, während der König mit ihm sprach.

Ich war nun allein im Zimmer, überwältigt von Schmerz und fast ohne Besinnung. Trommeln und Trompeten verkündeten, daß der König den Turm verlassen habe. Eine Stunde später drangen Artilleriesalven und Schreie wie „Es lebe die Nation!", „Es lebe die Republik!" an mein Ohr.

Der beste der Könige war nicht mehr!

Ende des Cléry'schen Tagebuches.

(1)

ayant un etre fidele, sur lequel nous pouvons compter, j'en profite, pour envoyer, a mon frere et ami, ce depot qui ne peut etre confie qu'entre ses mains, le porteur vous dira par quel miracle nous avons pu avoir ces precieux gages, je me reserve de vous dire moi meme un jour le nom de celui, qui nous est si utile, l'impossibilite ou nous avons ete jusqu'a present de pouvoir vous donner de nos nouvelles, et l'excez de nos malheurs nous fait sentir encore plus vivement, notre cruelle separation puisse-t-elle n'etre pas longue, je vous embrasse en attendant comme je vous aime, et vous s'avez que c'est de tout mon coeur_ M: A: je suis chargee pour mon frere et moi de vous embrasser de tout notre cœur. M. C. Louis. je jouis d'avance du plaisir que vous eprouverés en recevant ce gage de l'amitie, et de la confiance, etre reunie avec vous et vous voir heureux est tout ce que je desire. vous savés si je vous aime, je vous embrasse de tout mon cœur. E M

(2)

ayant trouve enfin un moyen de confier a notre frere un des seul gage qui nous reste de l'etre que nous cherissions et pleurons tous jai cru que vous seriez bien aise d'avoir quelque chose qui vient de lui, gardés le, en signe de l'amitie la plus tendre avec laquelle je vous embrasse de tout mon coeur. M. A. quelle bonheur pour moi mon cher ami, mon frere de pouvoir apres un si long espace de tems, vous parler de tout mes sentiments que jai soufert pour vous! un tems viendra jespere ou je pourai vous embrasser, et vous dire que jamais vous ne trouvres une amie plus vraie et plus tendre que moi, vous n'en doutes pas jespere

Facsimiles von Marie Antoinette, des Dauphin und der Prinzessinnen Maria Theresia und Elisabeth.

Ueberſetzung der beiden Facſimiles.

1) Da wir ein treues Weſen gefunden haben, auf welches wir uns verlaſſen können, benutze ich dies, um meinem Schwager und Freunde dieſes anvertraute Pfand zu ſchicken, welches nur ihm zukommt. Der Überbringer wird Dir ſagen, durch welches Wunder wir in den Beſitz dieſes koſtbaren Gegenſtandes gelangt ſind, und ich werde Dir perſönlich ſpäter den Namen deſſen nennen, der uns ſo von Nutzen geweſen iſt. Die Unmöglichkeit, Dir bisher Nachricht von uns zu geben, und unſere unerträglichen Leiden laſſen uns die ſchmerzliche Trennung von Dir noch mehr empfinden; möchte ſie doch nicht mehr lange dauern! Inzwiſchen küſſe ich Dich ſo, wie ich Dich liebe, und Du weißt, daß das von ganzem Herzen iſt. M(arie) A(ntoinette). Ich bin beauftragt, Dich für meinen Bruder und mich herzlichſt zu küſſen. M(arie) T(hérèſe). — Louis. Ich freue mich ſchon im voraus über die Freude, welche Du beim Empfang dieſes Pfandes unſerer Liebe und Zuneigung haben wirſt. Mein einziger Wunſch iſt der, bei Dir zu ſein und Dich glücklich zu ſehen. Du weißt, ob ich Dich liebe; ich küſſe Dich in herzlicher Liebe. E(liſabeth) M.

2) Da ich endlich ein Mittel gefunden, meinem Schwager eines der wenigen Andenken zu ſenden, welche uns von dem von uns allen geliebten und beweinten Weſen übrig geblieben ſind, ſo glaube ich, daß Du Dich freuen wirſt,

etwas, was von ihm herſtammt, zu beſitzen. Bewahre es als Zeichen der innigſten Freundſchaft, mit der ich Dich herzlichſt küſſe. (Marie) A(ntoinette). Wie glücklich bin ich, mein teurer Freund und Bruder, daß ich Dir nach ſo langer Zeit von all den Sorgen ſagen kann, welche ich um Dich gehabt habe! Aber die Zeit wird hoffentlich kommen, wo ich Dich werde küſſen können und Dir ſagen, daß Du niemals eine aufrichtigere, innigere Freundin finden wirſt, als mich; ich denke, daß Du nicht daran zweifelſt.

Die letzten Stunden

Ludwigs XVI.

Königs von Frankreich und Navarra.

Aufgezeichnet von seinem hochwürdigen Beichtvater, dem Abbé

Edgeworth de Firmont.

Die letzten Stunden Ludwigs XVI.

Das Schicksal des Königs war noch nicht entschieden, als Herr von Malesherbes, dessen persönliche Bekanntschaft zu machen ich noch nicht die Ehre gehabt hatte, mich um eine Zusammenkunft an einem dritten Orte bitten ließ, da er mich weder bei sich empfangen, noch selbst zu mir kommen könne. Die Zusammenkunft fand bei Frau von Sénozan statt. Dort richtete mir Herr von Malesherbes eine Botschaft des Königs aus, durch welche dieser schwergeprüfte Herrscher mich bat, ihm im Tode beizustehen; die Unbarmherzigkeit der Menschen zwänge ihn zu diesem äußersten Schritte. Die Botschaft war in Worte gekleidet, welche ich mich verpflichtet fühlen würde, zu verschweigen, wenn sie nicht so bezeichnend wären für den Charakter des Fürsten, dessen letzte Stunden ich schildern möchte. Er ging in seinem Zartgefühl so weit, daß er den Dienst, welchen er von mir forderte, als „Gnade" bezeichnete; er nähme ihn in Anspruch „als letztes Pfand meiner Anhänglichkeit an ihn" und hoffte, daß ich ihm denselben nicht abschlagen würde;

nur im Falle, daß ich mir nicht den Mut zutrauen sollte, stellte er mir anheim, einen anderen Geistlichen für mich eintreten zu lassen, dessen Wahl er mir überließe. Wäre eine derartige Bitte schon für jeden anderen eine dringende Aufforderung gewesen, so betrachtete ich sie als einen unbedingten Befehl. Ich bat Herrn von Malesherbes, wenn es ihm möglich wäre, Sr. Majestät einen Brief zukommen zu lassen, welcher alles enthielt, was mir damals und in einem solchen Augenblicke mein Mitgefühl und mein schmerzerfülltes Herz diktierten.

Einige Tage vergingen, und da ich nichts weiter hörte, erhoffte ich schon für den König die Strafe der Deportation oder einen Aufschub seiner Verurteilung, als am 20. Januar nachmittags um 4 Uhr eine unbekannte Person zu mir kam und mir von dem provisorischen Exekutionsrat ein Schreiben folgenden Inhaltes brachte: Da der Exekutionsrat dem Bürger Edgeworth von Firmont eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit mitzuteilen hat, ersucht er ihn, einen Augenblick zu seinem Beratungsorte zu kommen." Der Unbekannte bemerkte, daß er den Auftrag habe, mich sofort mitzunehmen, und daß ein Wagen unten warte. Ich ging mit ihm hinab, und wir fuhren ab. In den Tuilerien angekommen, wo das Komité seine Sitzungen abhielt, fand ich alle Minister versammelt. Große Erregung malte sich auf ihren Gesichtern. Sobald ich erschien, standen sie auf und drängten sich um mich. Der Justizminister ergriff das Wort: „Sind Sie der Bürger Edgeworth von Firmont?" — „Ja." — „Ludwig Kapet," fuhr der Minister fort, „hat den Wunsch ausgesprochen, Sie in seinen letzten Stunden um sich zu haben. Wir haben Sie hierher kommen lassen, um zu erfahren, ob Sie gewillt sind, ihm den bezeichneten Dienst zu erweisen." Ich antwortete: „Da der König den Wunsch hat

und mich bei Namen bezeichnet hat, ist es nur meine Pflicht, mich zu ihm zu begeben." — „In diesem Fall", sagte der Minister, „wollen Sie bitte sogleich mit mir zum Temple kommen; ich fahre sofort dorthin." Darauf nahm er vom Tische ein Aktenbündel, sprach mit gedämpfter Stimme noch einige Worte mit seinen Kollegen, ging dann schnell hinaus und befahl mir, ihm zu folgen.

Eine Eskorte berittener Gensdarmen erwartete uns unten. Ich stieg in den bereit stehenden Wagen des Ministers und dieser stieg hinter mir ein. Wie damals die ganze katholische Geistlichkeit von Paris, trug ich Laienkleidung; ich dachte aber daran, daß ich es einerseits dem Könige, der mit diesem Gebrauche nicht vertraut war, andererseits der Religion, die in diesem Falle zum ersten Male eine Art Ehrung von der neuen Regierung erhielt, schuldig sei, bei dieser Gelegenheit die äußeren Zeichen meines Standes anzulegen oder wenigstens, was ich für meine Pflicht erachtete, den Versuch dazu zu machen. Ich sagte dies daher, bevor wir die Tuilerien verließen, dem Minister, aber dieser wies mein Verlangen in einer Art zurück, welche zwar nicht gerade verletzend war, mir aber keine weiteren Erörterungen darüber gestattete. Die Fahrt von den Tuilerien zum Temple verging in unheimlicher Stille, welche der Minister jedoch 2 oder 3 mal zu unterbrechen suchte. „Großer Gott" sagte er, nachdem er die Fenster des Wagens in die Höhe gezogen hatte, „welcher schrecklicher Auftrag wird mir zu Teil! Was für ein Mann! Welche Ergebung! Welcher Mut! Nein, die Natur allein kann solche Stärke nicht verleihen: das ist etwas Uebermenschliches!" Derartige Geständnisse hätten mir eine ganz natürliche Gelegenheit gegeben, mit ihm ein Gespräch anzufangen und ihm bittere Wahrheiten zu sagen. Ich zögerte daher

einen Augenblick, was ich tun ſollte. Da ich aber daran dachte, daß es meine vornehmſte Pflicht ſei, dem Könige den Beiſtand der Religion, um welchen er mich ſo dringend gebeten hatte, zu gewähren, und daß andererſeits eine unzweideutige Ausſprache mich hindern könnte, dieſe Pflicht zu erfüllen, ſo legte ich mir unbedingtes Stillſchweigen auf. Der Miniſter ſchien zu verſtehen, was dieſes Schweigen beſagen ſollte, und öffnete während des ganzen Weges nicht mehr den Mund. So kamen wir endlich, faſt ohne mit einander geſprochen zu haben, vor den Temple. Das erſte Tor wurde ſofort vor uns aufgetan, als wir aber an dem Gebäude anlangten, welches den Hof von dem Garten trennt, hielt man uns an. Dies ſchien auf einen beſtimmten Befehl hin zu geſchehen; um weiter zu dringen, mußten die Kommiſſare des Turmes erſt unſere Perſönlichkeit und den Zweck unſeres Kommens feſtſtellen. Sogar der Miniſter ſchien, wie ich ſelbſt, dieſer Vorſchrift unterworfen zu ſein. Nachdem wir faſt eine Viertelſtunde ohne ein Wort zu ſprechen auf die Kommiſſare gewartet hatten, erſchienen ſie endlich. Einer von ihnen war ein junger Menſch von 17—18 Jahren. Sie begrüßten den Miniſter wie einen Bekannten, und dieſer ſagte ihnen mit wenigen Worten, wer ich wäre und was ich wollte.

Darauf bedeuteten ſie mir, ihnen zu folgen, und wir durchſchritten alle den Garten, welcher an den Turm ſtößt. Hier wurde die Örtlichkeit ſchrecklich: die Tür des Turmes, obgleich ſehr klein und niedrig, öffnete ſich mit entſetzlichem Gepolter, ſo ſehr war ſie mit Riegeln und Eiſenſtangen beladen. Darauf kamen wir durch einen mit Wachen angefüllten Raum hindurch in einen etwas größeren Saal, welcher, nach ſeiner Form zu urteilen, früher eine Kapelle geweſen ſein mußte. Dort fand ich die mit der Bewachung des Königs beauftragten Beamten

vor. Auf ihren Gesichtern bemerkte ich nichts von der Bestürzung und Verlegenheit, welche mir bei den Ministern aufgefallen war. Sie waren ungefähr zwölf an der Zahl und meistens als Jacobiner gekleidet. Ihre Gesichter, ihr Benehmen und ihre Gleichgültigkeit, alles deutete auf rohe Menschen hin, welche der Anblick dieses schrecklichen Verbrechens keineswegs entsetzte. Ich muß allerdings wahrheitsgemäß gestehen, daß diese Schilderung nicht auf alle paßte, und daß ich unter ihnen einige zu bemerken glaubte, welche einzig und allein Mattherzigkeit an diesen Ort des Schreckens geführt hatte. Wie dem aber auch sei, der Minister nahm sie alle ohne Unterschied in eine Ecke des Saales und las ihnen dort mit gedämpfter Stimme die Schriftstücke vor, welche er aus den Tuilerien mitgebracht hatte. Hierauf wandte er sich um und befahl mir barsch, ihm zu folgen, aber die Kommissare widersetzten sich dem ziemlich erregt. Sie traten noch einmal in einer Ecke des Saales zusammen und berieten sich flüsternd einige Augenblicke. Das Ergebnis der Beratung war, daß die eine Hälfte der Kommissare den Minister begleiten und die andere zu meiner Bewachung zurückbleiben sollte. Als der Minister fortgegangen war und die Türen des Saales gut verschlossen waren, trat der älteste Kommissar mit höflicher, aber verlegener Miene zu mir heran. Er sprach von der großen Verantwortung, welche auf seinen Schultern laste, bat mich tausend Mal um Entschuldigung wegen der Freiheit, welche er sich nehmen müßte, ꝛc. ꝛc. Ich merkte, daß diese Vorrede darauf hinausginge, mich zu durchsuchen, und sagte ihm daher, daß, da nicht einmal das Ansehen des Herrn von Malesherbes ihn vor dieser Förmlichkeit bewahrt habe, ich bei meinem Kommen in den Temple nicht gehofft habe, daß man meinetwegen eine Ausnahme machen werde;

übrigens hätte ich nichts Verdächtiges in meinen Taschen, und er brauche sich nur dessen zu vergewissern. Trotz dieser Erklärung wurde ich ziemlich genau durchsucht. Meine Tabakdose wurde geöffnet und der Tabak probiert. Ein kleiner Bleistift mit Stahlhülse, den ich zufällig in meiner Tasche hatte, wurde genau untersucht, da man fürchtete, daß er einen Dolch enthielte; die Papiere, welche ich bei mir hatte, wurden indessen keiner Beachtung gewürdigt. Nachdem sich so herausgestellt hatte, daß alles in Ordnung sei, wiederholte derselbe Kommissar seine anfänglichen Entschuldigungen und bat mich, Platz zu nehmen. Kaum hatte ich dies aber getan, als zwei Beamte, welche zu Sr. Majestät hinaufgegangen waren, mit der Meldung herunterkamen, daß ich endlich zum Könige dürfe. Sie führten mich nun eine Wendeltreppe hinauf, welche so eng war, daß auf ihr zwei Personen nur mit Mühe aneinander vorbeigehen konnten. Außerdem war die Treppe hier und da durch Barrieren versperrt, und an jeder stand ein Posten auf Wache. Diese Posten waren echte Sansculotten, und fast alle betrunken; die Rufe, welche sie ausstießen und welche von den Gewölben des Turmes widerhallten, waren wahrhaft ekelerregend.

Vor dem Zimmer des Königs angekommen, sah ich diesen, da alle Türen offen waren, inmitten einer Gruppe von acht bis zehn Personen. Es war der Justizminister (der jüngere Garat) mit einigen Mitgliedern des Gemeinderates, welche ihm eben den verhängnisvollen Beschluß, daß sein Tod unwiderruflich auf den nächsten Tag festgesetzt sei, verlesen hatten. Der König stand mitten unter ihnen, in Miene und Haltung ruhig, ja fast heiter, und nicht ein einziger von denen, welche um ihn standen, sah so zuversichtlich aus wie er. Sobald ich erschien, bedeutete er ihnen mit der Hand, sich zurückzuziehen.

Sie gehorchten schweigend, er schloß die Tür hinter ihnen, und ich befand mich nun allein mit ihm. Ich hatte inzwischen Zeit gefunden, die verschiedenen Empfindungen, welche mein Herz bewegten, zu klären, jetzt aber war ich bei dem Anblick des einst so mächtigen, jetzt so unglücklichen Fürsten nicht mehr Herr meiner Tränen; sie brachen gewaltsam hervor, und ich fiel ihm zu Füßen, unfähig, ihn etwas anderes als Laute meines Schmerzes hören zu lassen. Diese Szene rührte ihn tausend Mal mehr, als das Dekret, welches er soeben gehört hatte, und er beantwortete anfänglich meine Tränen nur durch die seinigen. Bald indessen faßte er sich und sagte: „Verzeihen Sie diese Regung von Schwäche, wenn man es so nennen kann; seit langer Zeit leb ich mitten unter Feinden, und die Gewohnheit hat mich gewissermaßen mit ihnen vertraut gemacht; deshalb aber spricht der Anblick eines treuen Untertanen mir ganz besonders zu Herzen; an solchen Anblick sind meine Augen nicht mehr gewöhnt, und ich werde daher, ohne daß ich es will, gerührt." Mit diesen Worten zog er mich liebevoll empor und führte mich in sein Kabinet, um sich ungestört mit mir unterhalten zu können, denn in seinem Zimmer konnte man von allen Seiten her verstanden werden. Dieses Kabinet befand sich in einem der Türmchen des Temple; es war weder tapeziert noch sonst mit Schmuck versehen. Ein schlechter Fayenceofen vertrat die Stelle des Kamins, und als einzige Möbel waren ein Tisch und drei Lederstühle vorhanden. Dort ließ er mich neben sich Platz nehmen. „Das wäre also die große Angelegenheit", sagte er, „welche mich jetzt ganz und gar beschäftigen muß, ach! die einzige wichtige Angelegenheit, denn was wollen alle anderen Dinge dagegen sagen? Aber ich bitte Sie noch um einen Augenblick Geduld, denn meine Familie wird gleich herab-

kommen; inzwiſchen will ich Ihnen ein Schriftſtück vorleſen, welches ich mich freue Ihnen mitteilen zu können." Damit zog er aus der Taſche ein verſiegeltes Papier, deſſen Siegel er aufbrach. Es war ſein Teſtament, welches er ſchon im Dezember geſchrieben hatte, d. h zu einer Zeit, wo er noch nicht wußte, ob man ihm erlauben würde, einen katholiſchen Prieſter als Beiſtand in ſeinen letzten Stunden und in ſeinem letzten Kampfe kommen zu laſſen. Alle, welche dieſes intereſſante, eines chriſtlichen Königs ſo würdige Schriftſtück geleſen haben, werden ſich leicht den tiefen Eindruck vorſtellen können, welchen es auf mich machen mußte. Erſtaunlich aber war dabei, daß der König die Kraft hatte, dieſes Teſtament ſelbſt vorzuleſen, und zwar zwei Mal. Seine Stimme war dabei feſt, und ſeine Züge veränderten ſich nur, wenn er die Namen von Perſonen ausſprach, welche ihm teuer waren. Dann offenbarte ſich ſeine ganze Gemütstiefe; er mußte anhalten, und ſeine Tränen floſſen wider ſeinen Willen; wenn aber nur von ihm ſelbſt und ſeinem traurigen Loſe die Rede war, ſchien ihn dies nicht mehr zu kümmern, als wenn man eine Schilderung der Leiden anderer Menſchen vernimmt.

Als das Teſtament verleſen war und die königliche Familie immer noch nicht herabkam, fragte er mich noch ſchnell nach ſeiner Geiſtlichkeit und der gegenwärtigen Lage der Kirche in Frankreich. Trotz ſeiner ſtrengen Haft hatte er darüber etwas erfahren. So wußte er im allgemeinen, daß die franzöſiſchen Geiſtlichen, welche ihr Vaterland hatten verlaſſen müſſen, in London aufgenommen worden waren, aber Einzelheiten waren ihm unbekannt. Als ich es für meine Pflicht hielt, ihm einiges davon zu erzählen, war er tief bewegt und beklagte das Geſchick der verbannten Prieſter, auch unterließ er es nicht, ſich lobend

über den Großmut des engliſchen Volkes auszuſprechen, welches ſich bemühte, ihr Los zu mildern. Er begnügte ſich aber nicht nur mit dieſen allgemeinen Fragen, ſondern kam bald auch auf Einzelheiten zu ſprechen, welche ſelbſt mich erſtaunten. So wollte er wiſſen, was aus mehreren Prieſtern geworden war, für welche er ſich ganz beſonders zu intereſſieren ſchien. Namentlich beſchäftigten ihn der Kardinal la Rochefoucauld und der Biſchof von Clermont, aber ſeine Spannung ſtieg noch mehr allein bei der Erwähnung des Erzbiſchofs von Paris. Er fragte mich, wo er wäre, was er täte, und ob es mir möglich ſei, ihm zu ſchreiben. „Schreiben Sie ihm", ſagte er mir, „daß ich als Mitglied ſeiner Gemeinde ſterbe, und daß ich niemals einen anderen Seelenhirten als ihn anerkannt habe. Ach, ich fürchte, daß er mir ein wenig böſe iſt, weil ich ſeinen letzten Brief nicht beantwortet habe. Ich war zwar noch in den Tuilerien, aber die Ereigniſſe drängten ſich wirklich damals ſo, daß ich dazu keine Zeit fand. Uebrigens wird er mir verzeihen, ich weiß es ſicher, er iſt ſo gut!" Auch der Abbé von F . . . wurde von ihm erwähnt. Der König hatte ihn zwar niemals geſehen, aber er wußte um alle Dienſte, welche dieſer ehrwürdige Prieſter der Pariſer Diözeſe in den ſchwerſten Zeiten erwieſen hatte. Er fragte mich, was aus ihm geworden ſei, und als ich ihm mitteilte, daß es ihm geglückt ſei zu entkommen, ſprach er darüber in Ausdrücken, welche merken ließen, wie ſehr ihm an ſeiner Erhaltung gelegen war, und wie hoch er ſeine Tugenden ſchätzte. Dann kam die Rede auf den Herzog von Orléans: „Was hab ich nur meinem Vetter getan", ſagte er, „daß er mich ſo verfolgt? Aber wie ſollte ich böſe auf ihn ſein? Er iſt mehr zu beklagen, als ich. Meine Lage iſt zwar ſehr traurig, aber wenn ſie es auch noch mehr wäre, ſo möchte ich doch auf keinen Fall mit ihm tauſchen."

Die intereſſante Unterhaltung wurde hier dadurch unterbrochen, daß einer der Kommiſſare dem Könige meldete, daß ſeine Familie herabgekommen ſei und er ſie endlich ſprechen dürfe. Dieſe Meldung ſchien den König ſehr aufzuregen und er eilte ſchleunigſt hinaus. Das Wiederſehen fand, ſo weit ich es beurteilen konnte (denn ich war nicht dabei) in einem kleinem Zimmer ſtatt, welches nur durch eine Glastür von dem Aufenthaltsraume der Kommiſſare getrennt war, ſo daß dieſe alles hören und ſehen konnten. Auch ich, obgleich ich in dem Raum geblieben war, wo der König mich verlaſſen hatte, konnte leicht die Stimmen unterſcheiden und wurde wider meinen Willen Zeuge der rührendſten Szene, welche ich jemals erlebt habe. Nein, niemals kann eine Feder ſchildern, wie herzzerreißend ſie war. Während mehr als einer Viertelſtunde wurde kein einziges Wort geſprochen; es waren weder Tränen noch Seufzer, ſondern ſo durchdringende Schreie, daß ſie außerhalb des Turmes gehört werden mußten. Der König, die Königin, Prinzeſſin Eliſabeth, der Dauphin und ſeine Schweſter, alle ſchrien durcheinander, und ihre Stimmen ſchienen ſich zu vermiſchen. Endlich verſiegten die Tränen, weil man keine mehr zu vergießen hatte, und die Gefangenen ſprachen leiſe und ziemlich ruhig miteinander. Dieſe Unterhaltung währte faſt eine Stunde; dann ſagte der König ſeiner Familie Lebewohl, indem er ihr die Hoffnung machte, ſie am andern Morgen noch einmal zu ſehen. Darauf kam er ſofort zu mir zurück, aber in einem ſolchen Zuſtande von Verſtörtheit und Aufregung, daß man daran ſehen konnte, wie ſein Herz blutete. „Ach", rief er aus, indem er ſich auf einen Stuhl warf, „was für ein Abſchied, den ich eben genommen habe! Weshalb muß ich nur ſo lieben und ſo innig geliebt werden? . . . Aber es iſt vorbei; wir wollen alles Uebrige vergeſſen und

nur an das Eine denken; nur dies darf in diesem Augenblick alle meine Gedanken und Gefühle beschäftigen."

In dieser Weise sprach der König weiter in Ausdrücken, welche seinen Mut und seine Geistesstärke bezeichneten, als Clery hereinkam, um ihn zum Abendessen aufzufordern. Der König zögerte einen Augenblick, nahm dann aber nach einiger Ueberlegung das Anerbieten an. Sein Essen dauerte nicht mehr als fünf Minuten; als er dann wieder in das Kabinet zurückgekommen war, bat er mich ebenfalls zu essen. Ich hatte zwar keine Neigung dazu, um aber seine Bitte nicht abzuschlagen, glaubte ich gehorchen oder wenigstens so tun zu müssen. Von Anfang an hatte mich ein Gedanke gequält und beschäftigte mich jetzt, da ich bei dem Könige war, noch viel mehr: der nämlich, ihm um jeden Preis das Heilige Abendmahl zu reichen, welches er solange hatte entbehren müssen. Ich hätte es ihm heimlich bringen können, wie man es damals bei allen solchen Gläubigen tat, welche ihre Behausung nicht verlassen konnten, aber die genaue Durchsuchung, der jeder sich beim Eintritt in den Temple unterziehen mußte, und die Profanation, welche ohne Zweifel dabei erfolgt wäre, waren mehr als ausreichende Gründe, um mich davon abzuhalten. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als, wenn irgend möglich, im Zimmer des Königs die Messe zu lesen. Ich machte ihm daher den Vorschlag, aber dieser schien ihn zuerst zu schrecken. Da er indessen den ganzen Segen dieser Gnadengabe fühlte und sich inbrünstig danach sehnte, und da sein ganzer Widerstand nur der Furcht entsprang, daß das Gesuch mich in Gefahr bringen würde, so bat ich ihn, mir freie Hand zu lassen, und versprach, daß ich mit Klugheit und Vorsicht zu Werke gehen werde. Endlich gestattete er es mir.

„Schön", sagte er, „aber ich fürchte, daß Sie keinen Erfolg haben werden, denn ich kenne die Menschen, mit welchen Sie zu tun haben werden; sie gewähren nur, was sie nicht abschlagen können." Mit dieser Ermächtigung versehen, bat ich darum, in das Zimmer der Templekommission geführt zu werden, wo ich mein Gesuch im Namen des Königs vorbrachte. Meine Forderung, auf welche die Kommissare des Turmes nicht im geringsten gefaßt waren, erregte ihr stärkstes Mißfallen, und sie suchten verschiedene Vorwände, um sie abzuweisen: „Wo sollen wir jetzt einen Priester auftreiben, und wenn wir wirklich einen gefunden haben, wie sollen wir uns die dazu notwendigen Dinge verschaffen?" — „Der Priester ist schon da", antwortete ich, „ich bin es; und was die Amtstracht betrifft, so wird die nächste Kirche sie liefern, Sie brauchen sie nur holen zu lassen. Übrigens ist meine Forderung recht und billig, und Sie würden gegen Ihre Grundsätze handeln, wenn Sie sie abschlagen wollten." Darauf ergriff einer der Kommissare das Wort und gab mir, wenn auch in schonenden Ausdrücken, deutlich zu verstehen, daß mein Gesuch nur eine List sein könnte, um den König unter dem Vorwande, ihm das Abendmahl zu erteilen, zu vergiften. „Die Geschichte", setzte er hinzu, „bietet genug derartige Beispiele, um uns zur Vorsicht zu mahnen." Ich begnügte mich damit, ihn scharf anzusehen und zu sagen: „Die genaue Durchsuchung, der man mich beim Eintritt in den Temple unterworfen hat, müßte Ihnen beweisen, daß ich kein Gift bei mir habe; wenn ich morgen doch welches haben sollte, so müßte ich es von Ihnen empfangen haben, weil alles, was ich fordere, durch Ihre Hände gehen muß." Er wollte antworten, aber seine Kollegen veranlaßten ihn, still zu sein, und sagten mir, als letzte Ausflucht, daß, weil die Kommission nicht vollzählig wäre, sie nichts auf

ſich nehmen könnten; ſie würden aber die abweſenden Mitglieder herbeirufen und mir das Ergebnis ihrer Beratung mitteilen. Eine Viertelſtunde verging damit, die abweſenden Mitglieder zuſammenzuholen und zu beraten. Nach Verlauf dieſer Zeit wurde ich wieder hereingeführt und der Vorſitzende ergriff das Wort und ſagte: „Bürger und Prieſter, die Kommiſſion hat die Bitte, welche Sie uns im Namen Ludwig Capets unterbreitet haben, in Erwägung gezogen und beſchloſſen, daß Sie Ihnen, da ſie den Geſetzen entſpricht, welche den Gottesdienſt für frei erklären, gewährt werden ſoll. Wir knüpfen jedoch zwei Bedingungen daran: erſtens, daß Sie ſofort ein dementſprechendes und eigenhändig unterſchriebenes Geſuch einreichen; zweitens, daß jede Ausübung Ihres Gottesdienſtes ſpäteſtens morgen um 7 Uhr beendet iſt, weil um punkt 8 Uhr Ludwig Capet nach dem Orte ſeiner Hinrichtung aufbrechen muß.“ Dieſe letzten Worte waren, wie alle übrigen, mit einer Gleichgültigkeit ausgeſprochen, welche zeigte, daß dieſer Unmenſch ohne Gewiſſensbedenken dem größten aller Verbrechen entgegenſah. Ich ſchrieb mein Geſuch auf und legte es auf den Tiſch des Saales. Darauf führte man mich wieder zum Könige, der mit einer Art Beſorgnis auf den Ausgang dieſer Angelegenheit wartete. Der Bericht, welchen ich ihm davon gab, wobei ich allerdings die näheren Umſtände ausließ, ſchien ihm große Freude zu machen.

Es war inzwiſchen ſchon mehr als 10 Uhr geworden, doch blieb ich mit Sr. Majeſtät noch bis ſpät in die Nacht auf. Da ich aber ſchließlich ſah, daß er ermüdet war, ſchlug ich ihm vor, ſich ein wenig zu ruhen. Er ging mit ſeiner gewohnten Güte darauf ein, bat mich aber dasſelbe zu tun. Auf ſeine Weiſung ging ich in ein kleines Zimmer, welches Cléry bewohnte, und welches von dem Zimmer des Königs nur durch einen Verſchlag

getrennt war. Während ich mich den quälendsten Gedanken überließ, vernahm ich, wie der König ruhig seine Befehle für den nächsten Morgen gab, sich darauf hinlegte und in einen festen Schlaf verfiel. Schon um 5 Uhr Morgens stand er wieder auf und machte wie gewöhnlich Toilette. Einige Minuten danach ließ er mich holen, und unterhielt sich fast eine Stunde mit mir in dem Zimmerchen, wo wir den Abend zuvor zugebracht hatten. Als ich danach das Kabinet verließ, fand ich einen Altar im Zimmer des Königs errichtet; die Kommissare hatten buchstäblich alles ausgeführt, was ich gefordert hatte; sie hatten sogar meine Wünsche übertroffen, denn ich hatte nur um das Notwendigste gebeten. Der König hörte, auf dem bloßen Boden knieend, ohne Betstuhl oder Kissen die Messe; darauf beichtete er, und ich ließ ihn einige Zeit allein, damit er sein Gebet beenden könne. Bald ließ er mich jedoch abermals holen. Ich fand ihn neben seinem Ofen, wo er sich mühsam wärmte: „Mein Gott", sagte er, „wie glücklich bin ich, daß ich immer meine Grundsätze gewahrt habe! Wo wär ich jetzt ohne sie? Und wie leicht erscheint mir der Tod mit ihnen? Ja, es giebt droben einen unbestechlichen Richter, welcher mir bald die Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, die die Menschen hier unten mir versagen." Das Amt, welches ich an dem Könige erfüllte, erlaubt mir allerdings nur einige zerstreute Worte aus den verschiedenen Gesprächen anzuführen, welche ich mit ihm während der letzten 16 Stunden seines Lebens hatte; aber an dem Wenigen, was ich darüber sagen kann, kann man sich einen Begriff von dem machen, was ich hinzufügen könnte, wenn ich noch mehr sagen dürfte.

Der Tag begann schon zu grauen, und man schlug schon Alarm in allen Stadtteilen von Paris. Der außergewöhnliche Lärm war sehr deutlich in unserem Zimmer zu hören, und

ich muß gestehen, daß er mir das Blut in den Adern erstarren ließ. Der König dagegen, ruhiger als jemals, sagte, nachdem er einen Augenblick aufgehorcht hatte, ganz gelassen: „Das ist wahrscheinlich die Nationalgarde, welche man zusammenruft.“ Einige Zeit darauf ritt eine Kavallerieabteilung in den Templehof, und man vernahm deutlich die Stimmen der Offiziere und das Getrampel der Pferde. Der König horchte abermals auf und sagte mit demselben Gleichmut: „Es scheint, daß sie sich nähern.“ Er hatte beim Abschiednehmen der Königin versprochen, daß er sie am folgenden Morgen noch einmal sehen würde und wollte, da er nur auf die Stimme seines Herzens hörte, dieses Versprechen halten; ich bat ihn aber flehentlich, die Königin nicht auf eine Probe zu stellen, welche sie nicht die Kraft haben würde zu bestehen. Der König sann darauf einen Augenblick nach und sagte dann im Tone tiefsten Schmerzes: „Sie haben recht, das würde ihr den Todesstoß versetzen; ich will mich lieber dieses süßen Trostes berauben und sie einige Augenblicke länger in der Hoffnung leben lassen.“

Von 7 Uhr an bis 8 Uhr wurde oft unter verschiedenen Vorwänden an die Türe des Zimmerchens geklopft, in welches ich mich mit dem Könige eingeschlossen hatte, und jedesmal zitterte ich, daß es das letzte Mal wäre. Aber der König, welcher fester war als ich, stand jedes Mal gelassen auf, ging nach der Tür und sprach ruhig zu den Personen, welche uns so unterbrachen. Ich weiß zwar nicht, wer diese Personen waren, aber unter ihnen muß sich eines der scheußlichsten Ungeheuer befunden haben, welche die Revolution hervorgebracht hat, denn ich hörte jemand ganz laut (ich weiß nicht, aus welchem Anlaß) höhnisch zu dem Könige sagen: „Ja, ja, alles das ging ganz gut, als Sie noch König waren, aber jetzt sind Sie es

nicht mehr.“ Der König erwiderte garnichts darauf, sondern sagte nur achselzuckend, als er zurückkam: „Da sehn Sie einmal, wie diese Leute mich behandeln, aber man muß alles zu ertragen wissen.“ Ein anderes Mal, als er einem der uns unterbrechenden Kommissare geantwortet hatte, kam er lächelnd wieder herein und sagte: „Diese Menschen wittern überall nur Dolche und Gift; sie fürchten, daß ich mich töte; ach, sie kennen mich sehr schlecht. Wenn ich mich tötete, wäre ich sehr schwach. Nein, da es sein muß, werde ich zu sterben wissen.“ — Endlich wird abermals an die Tür geklopft; diesmal ist es zum letzten Mal: es war Santerre und seine Leute. Der König öffnete wie gewöhnlich; man verkündete ihm (ich verstand nicht, mit welchen Worten), daß er sich zum Tode vorbereiten müsse. „Ich bin bereit“, antwortete er mit Würde, „warten Sie hier einen Augenblick, ich werde sofort kommen.“ Damit schloß er die Tür und warf sich mir zu Füßen: „Es ist vollbracht“, rief er aus, „geben Sie mir Ihren letzten Segen und bitten Sie Gott, daß er mir bis zum Ende Kraft verleihe!“ Darauf erhob er sich wieder, verließ sein Zimmer und trat auf die Leute zu, welche ihn mitten in seinem Schlafzimmer erwarteten. Ihre Gesichter waren nichts weniger als zuversichtlich, doch hatten sie alle den Hut auf dem Kopfe. Der König bemerkte dies und verlangte sofort nach dem seinigen. Während Cléry mit Tränen in den Augen nach demselben eilte, sagte der König: „Ist unter Ihnen ein Mitglied des Gemeinderates? Ich bitte Sie, dieses Schriftstück demselben zu überreichen.“ Es war sein Testament, welches einer der Anwesenden aus den Händen des Königs entgegennahm.*) „Ich

*) Jaques Roux hat sich in seinem Bericht an den Gemeinderat noch am Tage der Hinrichtung des Königs gerühmt, ihm bei dieser Gelegenheit geantwortet zu haben: „Wir sind nicht hierhergekommen, um Deine Aufträge

empfehle auch dem Gemeinderate meinen Kammerdiener Cléry, mit deſſen Dienſten ich außerordentlich zufrieden geweſen bin. Ich bitte auch darum, daß ihm meine Uhr und alle meine Sachen übergeben werden, ſowohl die, welche hier ſind, als auch die, welche der Gemeinderat in Verwahrung genommen hat. Ich möchte auch, daß man ihn zur Belohnung für die Anhänglichkeit, welche er mir bezeugt hat, in den Dienſt der Königin, meiner Frau, übertreten läßt" (der König ſagte beides). Da niemand hierauf antwortete, fuhr der König mit feſter Stimme fort: „Wir wollen gehen." Auf dieſe Worte ſetzte ſich der ganze Trupp in Bewegung.

Als der König den erſten Hof (ehemals Garten) durchſchritt, wandte er ſich ein oder zwei Mal nach dem Turme um, wie um von dem, was ihm auf dieſer Welt das Liebſte war, Abſchied zu nehmen, und an ſeiner Haltung konnte man ſehen, daß er alle Kraft und Faſſung zuſammennehmen mußte. Am Eingang in den zweiten Hof hielt eine Droſchke, deren Tür von 2 Gensdarmen geöffnet wurde. Als der König herantrat, ſprang einer von ihnen hinein und ſetzte ſich auf den Vorderſitz; darauf ſtieg der König ein und ließ mich neben ſich Platz nehmen; dann ſtieg der zweite Gensdarm ein und ſchloß die Tür. Es wird behauptet, daß einer dieſer beiden Männer ein verkleideter Prieſter war, ich hoffe aber zu Ehren meines Standes, daß dies bloßes Gerede iſt. Man ſagt auch, daß ſie den Befehl hatten, bei der geringſten Bewegung, die ſie beim Volke bemerken würden, den König zu ermorden. Ich weiß nicht, ob dies auf Wahrheit beruht, aber ich meine, daß,

---

entgegenzunehmen, ſondern um Dich zum Schafott zu bringen." Ich habe dieſe ſcheußlichen Worte nicht gehört, aber der, welcher ſich ihrer rühmt, mag ſie auch wohl gebraucht haben.

falls sie keine anderen Waffen bei sich hatten, als die, welche man sehen konnte, es ihnen sehr schwer geworden sein würde, diesen Befehl auszuführen, denn ich sah bei ihnen nur ihre Gewehre, deren sie sich unmöglich bedienen konnten.

Uebrigens war dieser Aufstand, den man fürchtete, keineswegs ein Hirngespinst, denn eine große Zahl von dem Könige ergebenen Personen hatten beschlossen, ihn gewaltsam den Händen seiner Henker zu entreißen oder wenigstens alles dafür zu wagen. Zwei der Hauptbeteiligten, junge Leute von sehr bekannten Namen, hatten mich am Tage vorher davon benachrichtigt, und ich gestehe, daß, wenn ich mich auch nicht großen Hoffnungen hingab, ich doch einige bis zum Fuße des Schafotts bewahrte. Ich habe später erfahren, daß die Anordnungen für diesen schrecklichen Morgen so sinnreich getroffen und so genau ausgeführt waren, daß von 500 Personen, welche sich so ihrem Könige geweiht hatten, nur 25 auch nur den Sammelort hatten erreichen können; alle andern konnten wegen der schon bei Tagesgrauen in allen Straßen von Paris getroffenen Maßregeln nicht einmal ihre Häuser verlassen.

Bei dieser Lage der Dinge verlief daher unsere Fahrt ohne Unterbrechung, und der König legte sich, in einen Wagen gezwängt, wo er ungehört weder mit mir sprechen noch mich hören konnte, völliges Stillschweigen auf. Als ich ihm aber mein Brevier, das einzige Buch, welches ich bei mir hatte, anbot, schien er es gern anzunehmen und sogar zu wünschen, daß ich ihm die Psalmen, welche am besten auf seine Lage paßten, angäbe; er las sie dann abwechselnd mit mir vor. Die Gensdarmen sagten zwar nichts, schienen aber gerührt und verwirrt zu sein über die ergebene Frömmigkeit eines Herrschers, den sie jedenfalls nie so nahe gesehen hatten.

Die Fahrt dauerte fast zwei Stunden. Alle Straßen waren mit mehreren Reihen mit Piken und Flinten bewaffneter Nationalgarden besetzt. Außerdem war der Wagen selbst von einer ansehnlichen Truppenabteilung umgeben, welche zweifellos aus den verworfensten Elementen von Paris bestand. Um die Sicherheit noch zu erhöhen, marschierte vor den Pferden eine große Anzahl Tambours, um durch ihren Lärm die Rufe, welche sich etwa für den König erheben könnten, zu ersticken. Aber wie hätte man wohl solche Stimmen hören sollen, da sich niemand an den Türen oder Fenstern zeigte und man in den Straßen nur bewaffnete Nationalgarden erblickte, welche, wenn auch nur aus Schwäche, bei einem Verbrechen mitwirkten, das sie vielleicht in tiefster Seele verabscheuten.

So kam der Wagen schließlich in tiefster Stille auf der Place Louis XV an und hielt auf einem großen freien Raume, den man um das Schafott herum gelassen hatte. Die Seiten dieses Platzes waren mit Kanonen besetzt, und hinter diesen standen, so weit man blicken konnte, bewaffnete Menschen. Sobald der König fühlte, daß der Wagen nicht mehr fahre, wandte er sich zu mir und sagte mir ins Ohr: „Jetzt sind wir da, wenn ich nicht irre.“ Mein Stillschweigen sagte ihm, daß er recht hatte. Gleich darauf kam einer der Henker an den Wagen und öffnete die Tür; der König wehrte sie aber einen Augenblick ab und sagte ihnen mit strengem Tone, indem er seine Hand auf meine Kniee legte: „Meine Herren, ich vertraue diesen Herrn hier Ihrem Schutze an; sorgen Sie dafür, daß ihm nach meinem Tode kein Leid widerfährt; ich ersuche Sie, darauf zu achten.“ Da die beiden Männer nichts antworteten, wollte der König seine Bitte in lauterem Tone wiederholen, aber einer von ihnen schnitt ihm das Wort ab: „Ja, ja, wir werden schon dafür sorgen; das

wird ſich ſchon finden.“ Ich muß ſagen, daß dieſe Worte in einem Tone geſagt waren, welcher mich hätte vor Schreck erſtarren laſſen, wenn ich in einem ſolchen Augenblicke an mich ſelbſt hätte denken können.

Sobald der König aus dem Wagen geſtiegen war, kamen drei Henker heran, um ihm ſeinen Rock auszuziehen; er wies ſie aber ſtolz zurück und kleidete ſich ſelbſt aus; auch ſeinen Kragen und ſein Hemd knöpfte er auf und machte ſich ſo ſelbſt fertig. Die Henker, welche die ſtolze Haltung des Königs einen Augenblick aus der Faſſung gebracht hatte, ſchienen darauf aber ihre gewohnte Roheit wiederzufinden. Sie umringten ihn von neuem, um ihm die Hände zu binden. Der König zog ſeine Hände unwillig zurück: „Was wollen Sie tun?“ — „Sie binden,“ antwortete einer der Henker. „Mich binden?“ entgegnete der König mit entrüſteter Stimme, „nein, das gebe ich niemals zu; tun Sie, was Ihnen befohlen iſt, aber binden werden Sie mich nicht; das geben Sie nur auf.“ Die Henker blieben bei ihrem Willen und begannen laut zu ſprechen, wie um dadurch Hilfe herbeizurufen und den König mit Gewalt zu binden. Es war der ſchrecklichſte Augenblick dieſes ſchrecklichen Morgens; noch eine Minute und der beſte aller Könige erduldete vor den Augen ſeiner aufſtändiſchen Untertanen eine Schmach, welche tauſendmal unerträglicher war als der Tod, indem man ihn vergewaltigte. Dies ſchien er ſelbſt zu empfinden. Er wandte ſich daher zu mir und ſah mich unſchlüſſig an, wie um mich um Rat zu fragen. Ach! es war mir unmöglich, ihm einen zu geben, und meine einzige Antwort war zuerſt Stillſchweigen. Da er mich aber immer noch anſah, ſagte ich mit Tränen in den Augen: „Majeſtät, in dieſer letzten Schmach ſehe ich nur einen neuen Zug von Ähnlichkeit zwiſchen Ihnen

und dem Gotte, welcher es Ihnen vergelten wird.“ Auf dieſe Worte erhob er die Augen zum Himmel mit einem Ausdruck des Schmerzes, den ich niemals ſchildern kann. „Wahrhaftig,“ ſagte er, „es bedarf keines geringeren Beiſpieles als des meines Erlöſers, um mich einer ſolchen Schande zu unterwerfen.“ Dann wandte er ſich zu den Henkern: „Tun Sie, was Sie wollen, ich werde den Kelch bis zur Neige trinken.“

Die Stufen, welche zum Schafott führten, waren außerordentlich ſteil. Der König mußte ſich daher auf meinen Arm ſtützen, und ich fürchtete wegen der Anſtrengung, welche ihm dies zu koſten ſchien, daß ſein Herz ſchwach würde. Wie groß war aber mein Erſtaunen, als er auf der letzten Stufe gewiſſermaßen meinen Händen entrann und mit feſtem Schritt die ganze Breite des Schafotts durchquerte! Durch einen einzigen Blick brachte er 15 bis 20 Tambours, welche ihm gegenüber aufgeſtellt waren, zum Schweigen und ſprach mit einer ſo ſtarken Stimme, daß ſie an der Drehbrücke vernommen werden mußte, deutlich die ewig denkwürdigen Worte: „Ich ſterbe unſchuldig aller Verbrechen, die man mir vorwirft. Ich verzeihe den Urhebern meines Todes und bitte Gott, daß das Blut, welches ihr vergießen wollt, nie über Frankreich kommen möge.“

Fünf-Frankstück von 1792. — Der Kopf ist von Revolutionären zerkratzt.

Das Original ist im Besitze des Verlagsbuchhändlers Carl Günther in Leipzig.

Neue und ausführliche

Mitteilungen

über die

vier Gefangenen des Temple,

welche Se. Majestät Ludwig XVI. überlebt haben.

Fünf-Frankstück von 1792. — Der Kopf ist von Revolutionären zerkratzt.

Das Original ist im Besitze des Verlagsbuchhändlers Carl Günther in Leipzig.

Neue und ausführliche

Mitteilungen

über die

vier Gefangenen des Temple,

welche Se. Majestät Ludwig XVI. überlebt haben.

suchte sie eines Tages in ihrem bitteren Leide zu trösten, erinnerte sie an die Beschlüsse, durch welche der Konvent die letzten Augenblicke des Königs gemildert hatte, und wies darauf hin, daß sicherlich bald ihre Auslieferung durch den deutschen Kaiser verlangt werden würde. „Was kann mir daran liegen?“ antwortete sie, „in Wien würde ich nur das sein, was ich hier bin, und was ich in den Tuilerien war. Mein einziger Wunsch ist der, mit meinem Gatten vereint zu sein, wenn der Himmel es für gut befinden wird, daß ich meinen Kindern nicht mehr nötig bin.“

Wenige Tage darauf entriß man auch den Kronprinzen den Armen seiner Mutter, um ihn einem Erzieher anzuvertrauen, welcher so recht zu den Unmenschen, die damals die Gewalt in den Händen hatten, paßte: Der Schuhmacher Simon wurde jetzt der würdige Erzieher des Sprößlings von Königen!

Am 5. August 1793 wurde auch endlich die Königin durch eine Horde von Barbaren, welche das Wehklagen ihrer Schwägerin und ihrer Tochter völlig kalt ließ, aus dem Temple fortgeführt. Die Prinzessin fiel ohnmächtig vor den Füßen der blutdürstigen Entführer ihrer Mutter nieder.

Ein Wagen, welcher die Königin unten erwartete, brachte sie nach der Conciergerie. Dort sagte einer der Führer der Eskorte zu dem Hausmeister Richard, welcher den Namen der Königin in die Gefängnisliste eintrug und Einwendungen machte, weil kein Zimmer fertig sei: „Die elendeste Zelle und einige Bündel Stroh als Bett, das ist mehr als sie braucht.“

Da Richard, so weit man es von einem Menschen seines Standes erwarten konnte, menschlich und mitleidig war, handelte er nicht nach dem barbarischen Befehle, welchen er persönlich erhalten hatte. Er wählte vielmehr in der Nähe der Gefängnis-

kapelle ein Zimmer, welches unter dem Namen „Sitzungszimmer" bekannt ist. Zwei mächtige Riegel sorgten dort für die Sicherheit der Gefangenen. Diese erhielt nur spärlich Luft durch ein mit dicken Eisenstangen versehenes Fenster, welches auf den sogenannten „Damenhof" hinausging. Das Zimmer war ehemals durch eine Wand in 2 Teile zerlegt worden, doch existierten von jener nur noch die beiden Seitenteile. Richard schloß nun wieder die Mitte durch einen schlechten Bettschirm und verschaffte ferner seiner Gefangenen ein leidliches Bett, gute Bettwäsche und eine allerdings mehr kräftige als gewählte Nahrung. Die Königin war in dieser Beziehung nicht verwöhnt und hatte auf das Anerbieten des Hausmeisters geantwortet: „Was für Ihre Familie gut ist, wird es auch für mich sein."

Zwei Gensdarmen, François Dufresne und Jean Gilbert, bewachten beständig Marie-Antoinette. Sie hielten sich in dem vorderen Teile des Raumes auf (dort wo nicht das Bett der Königin stand), und stellten dort in der Nacht ein Feldbett auf, um abwechselnd einige Stunden zu ruhen.

Der Verfasser des Werkes „Leben der Marie-Antoinette" schildert zwei Vorgänge, welche der Leser vielleicht gern hier wiederfindet; wir führen sie daher wörtlich hier an:

Eines Tages verlangte der Hausmeister Richard von einer Obstverkäuferin auf der St.-Michel-Brücke ihre beste Melone, was sie auch kosten möge — „Was sie auch kosten möge?" fragte die Verkäuferin; „es ist also für eine Person von sehr großer Wichtigkeit?" — „Oh ja, von sehr großer Wichtigkeit, wenigstens für eine, welche es gewesen ist." — „Großer Gott", ruft die Frau, „also für die Königin?! . . ." Sofort kehrt sie ihre Melonen um, wählt die beste aus, bittet Richard, sie schleunigst der Königin zu bringen, und weigert sich hartnäckig, Geld dafür anzunehmen.

Der Verfasser der obigen Lebensbeschreibung führt auch den anderen Vorfall an, nachdem er, allerdings in zurückweisender Art, von den angeblichen Beziehungen gesprochen hat, welche die Königin nach außen unterhielt, um einen Fluchtversuch aus dem Gefängnis zu unternehmen.

Der frühere Ritter d'Ed..v...e hatte aus Neugier oder um der Königin einen Dienst zu erweisen, den dringenden Wunsch, sie zu sprechen, und arbeitete daher mit allen Mitteln darauf hin. Als er eines Tages in einem Hause bei der Temple-Straße diesen Wunsch ausdrückte, sagte man ihm, daß einer der Gemeinderäte, Michonis, leicht Zutritt zu der Königin hätte, und daß er ihm gut die Gelegenheit zu einer Unterredung verschaffen könne. Michonis sollte am andern Tage in demselben Hause zu Mittag essen. Hierzu wird auch d'Ed..v...e eingeladen; er nimmt an und ist am nächsten Tage einer der ersten Gäste, welche erschienen. Auch Michonis kommt; man speist, und am Schluß des Essens spricht man auch von der Königin. d'Ed..v...e, welcher Michonis durch sein höfliches und liebenswürdiges Benehmen und seine geistreiche Art für sich eingenommen hatte, läßt den Wunsch durchblicken, die unglückliche Königin zu sehen. Michonis sagt ihm darauf, daß sich dies ermöglichen ließe, und giebt ihm für den Tag, an welchem sie die Gefangene in der Conciergerie besuchen wollen, ein Stelldichein.

Der Tag kommt heran; d'Ed..v...e trifft sich mit Michonis, man bindet sich eine dreifarbige Schärpe um und gelangt so in die Conciergerie. Die Königin sitzt gerade dem Fenster gegenüber, den Rücken nach der Tür gewendet; sie dreht sich um, bemerkt den Kavalier und fährt leicht zusammen. Madame Richard, welche Michonis begleitete und angenommen hatte, daß sein Begleiter ebenfalls ein Gemeindevertreter sei, hat

aber die unwillkürliche Bewegung Marie Antoniette's wohl bemerkt und folgt dem Kavalier mit den Augen. Dieser bietet gleich darauf der Gefangenen eine Nelke an. Die Königin zögert eine Sekunde. In diesem kurzen Augenblick der Verlegenheit fällt aus der Nelke ein Konfektzettelchen. Madame Richard bückt sich, um es aufzuheben, aber der Ritter stürzt sich ebenfalls darauf, greift es zuerst und verschlingt es. Michonis wendet sich um und ruft schmerzvoll: „Herr Kavalier, Sie haben mich ins Unglück gestürzt!" Die Züge Marie Antoinette's zeigen Anteilnahme und Schmerz. Der Kavalier aber wurde beim Fortgange verhaftet und zum Tode verurteilt. Einige Zeit darauf hatte auch Michonis dieses Schicksal. — Das Geheimnis von der Nelke ist niemals aufgeklärt worden, da d'Ed . . v . . . e es nicht seinen Richtern hat offenbaren wollen.

Weder bei der großen Masse von Papieren, welche man aus den Tuilerien fortgeholt hatte, noch bei den vielen Schriftstücken, welche die zahlreichen Feinde der Königin gesammelt hatten, war etwas gefunden worden, was dieser wirklich zur Last hätte gelegt werden können. Die Gemeindevertretung von Paris verlangte jedoch laut ihre Versetzung in den Anklagezustand und veröffentlichte eine von ihr ausgearbeitete Anklageschrift. Man beschloß daher, daß der nichtswürdige Fouquier-Tinville sein Verfahren „so wie es ihm möglich wäre", einleiten sollte. Dieser Unmensch, welcher sich bekanntlich nicht einmal die Mühe machte, die erlauchte Gefangene einem Verhör zu unterwerfen, verfaßte seine Anklageschrift auf die einfache Durchsicht von Akten hin, welche er kaum durchblätterte.

Die hauptsächlichen Anklagepunkte, welche dieses von Unkenntnis und Ungerechtigkeit strotzende Aktenstück enthielt, waren folgende:

„Marie Antoinette, Witwe Ludwig Capets, des früheren Königs von Frankreich, wird angeklagt:

1. Böswillig und absichtlich und im Einverständnis mit den Brüdern Ludwig Capets und dem nichtswürdigen Minister Calonne in schändlicher Weise die Finanzen Frankreichs zerrüttet zu haben; ferner unberechenbare Summen dem Kaiser zugewendet und so den Nationalschatz erschöpft zu haben.

2. Sowohl selbst, als auch durch ihre gegenrevolutionären Agenten Beziehungen und Briefwechsel mit den Feinden der Republik unterhalten und diese selben Feinde von dem im Rate vereinbarten und beschlossenen Feldzugs- und Angriffsplane informiert zu haben und informieren haben zu lassen.

3. Durch ihre eigenen Ränke und Machenschaften und durch die ihrer Agenten Verschwörungen und Anschläge gegen die innere und äußere Sicherheit Frankreichs geschmiedet zu haben, und in diesem Sinne an verschiedenen Stellen der Republik den Bürgerkrieg entflammt, die Bürger gegen einander bewaffnet und dadurch das Blut unzähliger Franzosen vergossen zu haben."

Am 12. Oktober 1793 um 6 Uhr abends wurde die Königin einem ersten Verhör unterworfen. Sie saß auf einer Bank, gegenüber dem öffentlichen Ankläger. Wie wenn ihre Mörder sich nicht die Kraft zugetraut hätten, die Blicke ihres Opfers auszuhalten, war der Saal nur durch zwei Kerzen erleuchtet, welche man auf dem Tisch des Schreibers Joseph Pâris, genannt Fabricius, aufgestellt hatte. Marie Antoinette schien nicht ohne Furcht zu sein, da sie in dem in Dunkelheit gehüllten Teile des Saales mehrere Personen erblickte, deren Züge sie sich vergeblich bemühte zu erkennen.

Man fragte sie wie üblich nach ihrem Namen und Range und besonders nach ihrem Wohnorte zur Zeit ihrer Verhaftung.

„Ich bin nicht verhaftet worden", antwortete sie, „man hat mich nur im Konvent festgenommen und nach dem Temple gebracht."

Auf die Frage, ob sie nicht vor der Revolution strafbare Beziehungen zu dem Kaiser von Deutschland unterhalten habe, antwortete sie, daß sie als Schwester des Kaisers nur freundschaftliche Verbindungen mit diesem gehabt habe, und daß, wenn diese die Politik betroffen hätten, sie nur das Interesse Frankreichs im Auge gehabt hätten, dem sie durch ihre Verbindung mit dem König angehörte. Auf die Beschuldigung, daß sie ihren Gatten veranlaßt habe, das Volk zu betrügen, rief sie: „Ja, das Volk ist furchtbar betrogen worden, aber weder durch mich noch durch meinen Gemahl." — „Durch wen denn?" — „Durch die, welche daran ein Interesse hatten; es lag weder in meinem Interesse, noch in dem des Königs, das Volk zu betrügen." — „Wer ist es denn, der daran eine Interesse hatte?" — (Die Königin merkte die Falle und antwortete): „Ich kenne nur ihr Interesse, aber nicht ihre Person; unser Interesse war es, das Volk aufzuklären, aber nicht es zu betrügen." — „Das ist aber keine offne Antwort." — „Ich kann nicht anders antworten, da ich die Personen nicht kenne."

Der Präsident wandte sich nun zu der Reise nach Varennes. Die Königin begründete sie mit der Notwendigkeit, sich in den Augen Europas den Anschein der Freiheit zu geben. Das Verhör endete mit einigen jener müßigen Fragen, welche die Ohnmacht, irgend eine positive Tatsache festzustellen, beweisen. Man fragte sie, ob sie Könige für notwendig für das Glück der Völker hielte, ob sie den Thron für ihren Sohn wünschte ꝛc. Die Königin beschränkte sich auf einige nichtssagende Antworten, welche dem Uebelwollen ihrer Ankläger keinen Angriffspunkt boten.

Das öffentliche Verhör wurde auf den übernächsten Tag, den 14. Oktober, festgesetzt. Da die Königin sich geweigert hatte, selbst ihre Verteidiger zu wählen, ernannte der Gerichtshof Fronçon-Ducoudray und Chauveau-Lagarde, Anwälte, welche bis dahin die Verteidigung fast aller unschuldig Angeklagten unter der Schreckensherrschaft übernommen hatten.

Als die Königin wieder in ihr Gefängnis geführt war, rief sie die Frau des Hausmeisters und bat sie um Nadel und Faden. Diese begründete ihre Weigerung mit einem ausdrücklichen Verbot. Marie Antoinette bestand jedoch auf ihrer Bitte, erhielt schließlich was sie wünschte, und bediente sich der erbetenen Dinge in Gegenwart der Hausmeisterin, um ihre Schuhe auszubessern.

Kaum hatte die Tochter und Witwe eines Königs diese Arbeit beendet, als man sie abholte, um sie vor das Revolutionstribunal zu führen. Sie erschien vor demselben mit edler Würde und erschrak auch nicht bei dem Anblick der Tricoteusen und der jacobinischen Stammgäste, welche den Saal füllten. Vielleicht hatte sie die Genugtuung, unter allen diesen Gesichtern, in denen unverkennbare Blutgier zu lesen war, auch einige solche zu entdecken, in denen sich verstohlen das innige Mitgefühl malte, welches ihre Leiden einflößten. Sie hörte ohne Bewegung die Anklage des Konventsdeputierten Laurente Lecointre aus Versailles und des stellvertretenden Generaladjutanten der 4. Division Jean Baptiste Lapierre an und begnügte sich damit, die ihr gemachten Vorwürfe zurückzuweisen. Als aber der ausschweifende Hébert, der Gehülfe des Pariser Stadtsyndikus, welcher durch die schmutzigen Blätter, die er unter dem Titel „Père Duchesne" verbreitete, unter diesem letzten Namen bekannt ist, ihr vorwarf, die Sitten ihres Sohnes verdorben und eine blutschänderische Handlung mit diesem begangen zu haben, würdigte sie diese

nichtswürdige Beschuldigung keiner Antwort. Als einer der Geschworenen darauf eine Bemerkung machte, entgegnete sie: „Wenn ich nicht geantwortet habe, so geschieht es, weil die Natur sich sträubt, eine solche, einer Mutter gemachte Beschuldigung zu widerlegen. Ich wende mich an alle Mütter, welche etwa hier anwesend sind," fügte sie hinzu, indem sie würdevoll ihren Blick auf die Zuhörer richtete.

Dieser ebenso unerwartete wie unvorbereitete Vorfall machte auf alle Zuhörer einen Eindruck, welcher sich schwer beschreiben läßt. Auch der Präsident bemerkte, daß die Königin einige ihrer gehässigsten Feinde gerührt hatte, und beeilte sich, die Vernehmung der anderen Zeugen vorzunehmen.

Unter ihnen waren mehrere, welche ohne Furcht vor der schäumenden Wut der meisten Zuhörer zu Gunsten der Königin sprachen.

Zu ihnen gehörten Jean Baptiste Hurbain, genannt Parcival, und der Graf von Estaing; andere leugneten, irgend etwas zu wissen. Die Hauptzeugen waren die beiden Brüder Latour-Dupin, der Lehrer Lepitre, der Gemeinderat Nikolas Leboeuf, der Arzt Bernier, eine Frau Chaumette und mehrere andere.

40 Zeugen wurden vernommen, aber keiner von denen, welche die Angeklagte belasteten, stand im Rufe eines einwandfreien Lebens. Dann sprachen die Verteidiger für ihre erlauchte Klientin. Chauveau bekämpfte durch die stärksten Beweisgründe selbst die am offenkundigsten erfundenen Anklagen, doch konnte er natürlich nicht Richter überzeugen, welche den Befehl hatten, die Angeklagte zu verurteilen. Der Präsident Hermann resümierte die belastenden Momente, ließ sich lang und breit über die Anklagen vernehmen, welche die „Masse des Volkes" gegen Marie-

Antoinette erhob, und stellte die den Geschworenen vorgelegten Fragen in folgender Weise:

„Ist es bewiesen, daß mit den auswärtigen Mächten und anderen Feinden der Republik Beziehungen und Handlungen bestanden haben, welche darauf hinausgingen, den Feinden Geldunterstützungen zu gewähren, ihnen den Einmarsch in das französische Gebiet zu ermöglichen und die Erfolge ihrer Waffen zu erleichtern?

Ist Marie Antoinette von Oesterreich, Witwe Ludwig Capets, überführt, bei diesen Handlungen mitgewirkt und diese Beziehungen mitunterhalten zu haben?

Ist es nachgewiesen, daß eine Verschwörung und ein Anschlag bestanden hat, welche darauf hinausgingen, auf dem Boden der Republik den Bürgerkrieg zu entflammen?

Ist Marie Antoinette von Oesterreich, Witwe Ludwig Capets, überführt, sich an diesem Anschlage und an dieser Verschwörung beteiligt zu haben?"

Der einstimmige Spruch der Geschworenen lautete auf „Ja!"

Dann ließ der Präsident die Angeklagte wieder in den Verhandlungssaal bringen und teilte ihr mit, daß sie die Rede des öffentlichen Anklägers vernehmen werde.

Die Anklagerede forderte die Todesstrafe. Auf die Frage, ob sie irgendwelche Bemerkungen über die Anwendung der in Frage kommenden Gesetze zu machen hätte, schüttelte die unglückliche Königin, ohne ein Wort vorzubringen, das Haupt. Auch ihre Verteidiger erhoben keinen Einspruch, und so sprach der Präsident nach vorgenommener Abstimmung folgendes Urteil aus:

„Das Gericht verurteilt durch einstimmigen Spruch der Geschworenen und auf Grund der Anklage des öffentlichen Anklägers nach den von diesem angeführten Gesetzen Marie Antoinette,

genannt von Lothringen-Oesterreich, Witwe Ludwig Capets, zum Tode, erklärt gemäß dem Gesetze vom 10. März d. J. ihre Güter, wenn sie solche auf französischem Gebiete besitzt, für verfallen und zu Gunsten der Republik konfisziert und befiehlt auf Ersuchen des öffentlichen Anklägers, daß das vorliegende Urteil auf dem Revolutionsplatze vollzogen und in der ganzen Ausdehnung der Republik gedruckt und angeschlagen werden soll."

Das schreckliche Urteil wurde von der Königin angehört, ohne daß an ihr das geringste Zeichen von Aufregung oder Schwäche wahrzunehmen war. Man hätte glauben mögen, daß das Urteil nicht gegen sie gefällt war.

Die Königin hatte ihre ruhige Haltung während der ganzen 36-stündigen Dauer der Verhandlung gewahrt, und doch schien sie von den heftigsten Schmerzen gequält zu sein. Das beständige Unbehagen, an welchem sie litt, verursachte ihr heftige innere Schmerzen und einen brennenden Durst. Einmal bat sie um Wasser; sollte man es aber glauben, daß niemand wagte, ihr diesen Dienst zu erweisen und ihr welches zu bringen? Ein Gensdarmerieoffizier namens Busne war der einzige, welcher schließlich den Mut fand, ihr ein Glas Wasser zu holen. Diese so einfache und natürliche Handlung von Menschlichkeit wurde ihm zum Vorwurf gemacht, was ihn aber nicht hinderte, der Königin zu helfen, die wenigen Stufen in den Hof der Conciergerie hinabzusteigen, wo sie nahe daran war, das Bewußtsein zu verlieren. Montjoie, welcher diese doppelte Barmherzigkeit berichtet, fügt hinzu, daß sie de Busne die Ehre einbrachte, angeklagt zu werden.

Erst um 4½ Uhr morgens war die letzte Sitzung des Gerichtshofes beendet, und die Königin, welche über alle Maßen

erschöpft war, konnte sich auf ihr Bett werfen, wo sie bald die Erquickung eines tiefen und ruhigen Schlafes genoß.

Um 5 Uhr schlug man in allen Sektionen von Paris Alarm. Um 6 Uhr erschien vor der Königin ein republikanischer Priester namens Girard, Pfarrer von St. Landry in der Altstadt, mit der Vollmacht, der Königin geistliche Hilfe zu gewähren; sie antwortete, daß sie sich diese schon auf eine andere Art verschafft habe, welche sie nicht angeben wollte, und daß sie ihn nur bäte, sie bis zu dem verhängnisvollen Augenblick zu unterhalten. Sie klagte über eine eisige Kälte an den Füßen und bedeckte diese daher auf den Rat des Priesters mit einem Kopfkissen. Als dieser Mensch ihr sagte: „Ihr Tod wird sühnen ...", unterbrach sie ihn lebhaft: „Ja, Fehler, aber keine Verbrechen."

Wie die gemeinsten Verbrecher wurde die Königin in einem Karren zur Richtstätte gebracht. In dem Augenblicke, als sie ihn bestieg, sagte der Priester Girard: „Jetzt kommt der Augenblick, Mut zu zeigen." — „Ach," antwortete sie, „das habe ich schon seit so langer Zeit lernen müssen! Glauben Sie mir, daß ich es heute nicht daran fehlen lassen werde."

Sie bewahrte in der Tat ihre Fassung während der Fahrt von der Conciergerie nach dem Revolutionsplatze, umtost von den Rufen und Drohungen einer wütenden Menge, welche ihr in schamlosen Worten alle die Vorwürfe zurief, welche in der Anklageschrift enthalten waren.

Um punkt 12 Uhr kam die Königin auf dem Revolutionsplatze an. Noch einmal heftete sie ihre Augen einige Sekunden lang auf die Bäume im Tuileriengarten, welche ihr sicherlich schmerzliche Erinnerungen ins Gedächtnis zurück-

riefen. Dann empfing sie den letzten Segen des sie begleitenden Priesters.

Um 12¼ Uhr hatte sie aufgehört zu leben.

Ungefähr einen Monat vor ihrem Tode hatte die Königin das Glück, von einem Priester besucht zu werden, welcher es ermöglicht hatte, in die Conciergerie hineinzugelangen, dort die Messe zu lesen und der Königin das Abendmahl zu geben. Dieser Priester war der Abbé Magnin, heute Pfarrer von St. Germain in Auxerre. Sein Opfermut wird erzählt in der „Geschichte Marie Antoinette's" von Achaintre, 1824, 12°, und in der „Marie Antoinette in der Conciergerie" betitelten Broschüre des Grafen Robiano, 1824, 12°. Die Schriften, welche kürzlich gegen diese Behauptung veröffentlicht worden sind, verdienen keinen Glauben.

Anmerkung.

In dem Augenblick, wo wir diese Aufzeichnungen beenden, wird uns ein wichtiges Schriftstück übergeben, welches alle Zweifel an der Tatsache der Einführung des Abbé Magnin in die Conciergerie beseitigt. Es ist ein Zeugnis, welches ganz kürzlich von Monnin, dem früheren Adjutanten des Generals Henriot, des Kommandanten der Nationalgarde von Paris, abgelegt ist. Monnin war damit beauftragt, die Königin während ihrer Gefangenschaft in der Conciergerie zu besuchen und nach ihren Bedürfnissen zu sehen. Über das Abendmahl Ihrer Majestät befragt, hat er mit folgender Erklärung geantwortet:

„Es ist nicht nur möglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich, daß Marie Antoinette in der Conciergerie das Abendmahl empfangen hat. Es wäre sonst nicht einzusehen, weshalb sie die Erlaubnis nachgesucht hätte, einen Priester in ihrem Gefängnis zu empfangen, wenn sie nicht die Absicht gehabt hätte, sich von ihm die Gnadenmittel der Kirche spenden zu lassen. Die erwähnte Erlaubnis habe ich auf Ersuchen der Madame Richard von dem Wohlfahrtsausschuß erbeten; sie ist mir gewährt worden und ich habe sie schriftlich dem Fouquier-Tinville zugeschickt, welcher sie seinerseits dem Hausmeister der Conciergerie übergeben hat. Dies die Tatsachen, welche ich bezeuge.

Paris, 19. Juni 1826.

gez. Monnin."

Wir können diese Aufzeichnung nicht besser schließen als durch die Wiedergabe des Briefes, welchen die Königin an ihrem Todestage an die Prinzessin Elisabeth geschrieben hat und welcher vor einigen Jahren bei den Papieren des Konventsmitgliedes Curtois aufgefunden worden ist. Dieser Brief zeigt die ganze Festigkeit der hochherzigen und unglücklichen Fürstin.

„An Dich, liebe Schwägerin, richte ich meinen letzten Gruß.

Ich bin soeben zum Tode verurteilt worden, aber nicht zu einem schimpflichen Tode (das ist er nur für Verbrecher), sondern um zu Deinem Bruder zu gehen. Ebenso unschuldig wie er, hoffe ich dieselbe Festigkeit in den letzten Stunden zu zeigen. Ich bin so ruhig, wi eman es ist, wenn das Gewissen einem nichts vorwirft.

Es ſchmerzt mich tief, daß ich meine armen Kinder verlaſſen muß. Du weißt, daß ich nur für ſie lebte; und auch Du, meine gute und teure Schwägerin, die Du aus Liebe alles geopfert haſt, um bei uns zu bleiben, in welcher Lage muß ich Dich zurücklaſſen!

Ich habe während des Prozeſſes erfahren, daß meine Tochter von Dir getrennt worden iſt. Ach! das arme Kind! Ich wage es nicht, ihr zu ſchreiben, denn ſie würde meinen Brief nicht erhalten, weiß ich doch nicht einmal, ob dieſer Brief an Dich gelangen wird.

Nimm für meine Kinder hiermit meinen Segen hin. Ich hoffe, daß ſie ſich einſt, wenn ſie größer ſind, mit Dir vereinigen werden, um ſich ganz und gar Deiner liebevollen Fürſorge zu erfreuen.

Mögen ſie alle beide ſtets an das denken, was ich ihnen fortwährend eingeprägt habe: daß die vornehmſten Güter des Lebens nur durch unbedingte ſtrenge Pflichterfüllung erworben werden, und daß gegenſeitige Freundſchaft und Vertrauen das Lebensglück ausmachen.

Möge meine Tochter ſich deſſen bewußt ſein, daß ſie in ihrem Alter die Pflicht hat, ihrem Bruder durch ſolche Ratſchläge beizuſtehen, welche ihre größere Erfahrung und ihre Liebe ihr eingeben.

Möge mein Sohn ſeinerſeits ſeiner Schweſter alle Fürſorge und alle Dienſte erweiſen, welche die Liebe ihm eingibt.

Mögen ſie beide, in welcher Lage ſie ſich auch befinden mögen, deſſen eingedenk ſein, daß ſie nur vereint glücklich ſein werden.

Mögen ſie ſich an uns ein Beiſpiel nehmen. Wieviel Troſt hat uns in unſerm Unglück Deine Liebe gewährt! Jedes

Glück genießt man doppelt, wenn man es mit einem Freunde teilt; wo aber kann man treuere finden, als in seiner eigenen Familie?

Möge mein Sohn niemals die letzten Worte seines Vaters vergessen, welche ich ihm ausdrücklich wiederhole: „Suche niemals unsern Tod zu rächen!“

Ich muß noch zu Dir von einer sehr peinlichen Angelegenheit sprechen. Ich weiß, wieviel Schmerz Dir mein Sohn bereitet hat. Verzeihe ihm, liebe Schwägerin; denk an sein Alter und wie leicht es ist, einem Kinde irgend welche Worte in den Mund zu legen, selbst solche, die es nicht versteht.

Es wird die Zeit kommen, wo er darum nur um so besser Deine Güte und Zärtlichkeit für ihn und seine Schwester würdigen wird.

Ich habe Dir nun nur noch meinen letzten Gedanken anzuvertrauen; gern hätte ich Dir schon bei Beginn des Prozesses geschrieben, aber abgesehen davon, daß ich dies nicht durfte, verlief derselbe so rasch, daß ich dazu nicht einmal die Zeit gehabt hätte.

Ich sterbe in der katholischen, apostolischen und römischen Religion, der Religion meiner Väter, in welcher ich erzogen worden bin und welche ich immer bekannt habe.

Da ich keinen geistlichen Beistand zu erwarten habe und nicht einmal weiß, ob es noch katholische Priester gibt, und da außerdem der Ort, an welchem ich mich befinde, sie in zu große Gefahr bringen würde, wenn sie wirklich zu mir gelangen könnten, so bitte ich aufrichtig Gott um Verzeihung für alle Vergehen, welche ich, solange ich lebe, begangen habe. Ich hoffe, daß er in seiner Güte meine letzten Gebete gnädig erhören und auch,

Marie Antoinette auf der Fahrt zum Richtplatz.

um was ich ihn schon lange gebeten habe, meine Seele in Erbarmen und Gnade zu sich nehmen wird.

Ich bitte alle meine Bekannten und besonders auch Dich, liebe Schwägerin, um Verzeihung für alles Böse, das ich Euch, ohne es zu wollen, zugefügt haben sollte.

Ich verzeihe allen meinen Feinden das Leid, welches sie mir zugefügt haben.

Ich sage hiermit allen meinen Tanten, Brüdern und Schwestern, Schwägern und Schwägerinnen Lebewohl. Ich hatte einst Freunde: der Gedanke, für immer von ihnen scheiden zu müssen, und ihre Leiden sind das, was mich bei meinem Scheiden mit am meisten betrübt. Mögen sie wenigstens überzeugt sein, daß ich bis zum letzten Augenblicke immer an sie gedacht habe.

Lebe wohl, gute und teure Schwägerin! Möchte ich doch Deines Mitleids würdig sein! Vergiß mich nie! Ich küsse Dich in inniger Liebe, auch meine lieben, teuren Kinder. O Gott! Wie furchtbar ist es, sie für immer verlassen zu müssen!

Lebt wohl! Lebt wohl! Ich werde mich jetzt nur noch mit den Sorgen für mein Seelenheil beschäftigen. Da ich in meinen Handlungen nicht frei bin, wird man vielleicht einen republikanischen Priester zu mir schicken, aber ich versichere hiermit, daß ich ihn als einen völlig fremden Menschen ansehen werde.

gez. Marie Antoinette."

Prinzeſſin Eliſabeth.

Nachdem die Schergen der Konventsherrſchaft durch den Juſtizmord des Königs bewieſen hatten, wie weit ihre Brutalität gehen konnte, ſetzten ſie alle Rückſicht beiſeite und nahmen noch häufiger ihre Inſpektionen in den Räumen vor, welche von den bisher dem Henker entgangenen Opfern bewohnt waren. Ihre Abſicht bei dieſen Beſuchen war weniger die, irgend welche geheimen Korreſpondenzen aufzuſpüren (denn ſie wußten, daß ſolche ſo gut wie ausgeſchloſſen waren), als vielmehr den Gefangenen unaufhörlich neue Qualen und neue Demütigungen zu bereiten. Eines Tages jedoch fanden ſie wirklich einen Männerhut im Zimmer der Prinzeſſin Eliſabeth. Vergeblich ſuchte die Prinzeſſin die Kommiſſare zu überzeugen, daß es ein Hut ihres unglücklichen Bruders ſei, den ſie als koſtbares Andenken aufbewahre: man behauptete, daß der Hut ein Teil der Männerkleidung ſei, in welcher die Prinzeſſin aus dem Turme habe entweichen wollen, und dieſe Behauptung gab den Vorwand zu einer noch ſtrengeren Bewachung der fürſtlichen Damen.

Kurze Zeit nach dieſer angeblichen Entdeckung entriß man den jungen Ludwig XVII. der Pflege ſeiner fürſorglichen Mutter. Prinzeſſin Eliſabeth ahnte in dieſer ſchmerzvollen Trennung die Abſicht, bald den einen oder den andern Teil oder beide umzubringen, aber ſie hütete ſich wohl, ihre Befürchtungen der Königin mitzuteilen. Trotzdem empfand auch dieſe in ihrem Mutterherzen dieſelbe Beſorgnis, doch war ſie die erſte, welche ihrem Sohne den Mut einflößte, auch dieſes neue Unglück zu ertragen.

Was die Prinzeſſin vorausgeſehen hatte, traf bald ein. Nach einem Monat voll quälender Unruhe über das Schickſal ihres Sohnes wurde eines Morgens vor Tagesanbruch die edle Kaiſertochter durch die rauhen Stimmen ihrer Wächter geweckt, die ihr in ſchrecklichem Tone befahlen, ihnen zu folgen. Die Königin hatte nur noch Zeit, ihrer Schwägerin ihre heißgeliebte Tochter ans Herz zu legen, dann wurde ſie nach der Conciergerie geſchleppt.

Von da an war die Schweſter des verblichenen Königs vor eine neue Aufgabe geſtellt. Sie hatte zwar keine Ahnung von dem Tode der edlen Witwe Ludwig XVI., hatte ſogar allen Grund anzunehmen, daß die Schreckensmänner es nicht wagen würden, ihre mörderiſche Hand gegen die Königin zu erheben, da ſie, wie ſie glaubte, den Zorn des deutſchen Kaiſers fürchten müßten, welcher furchtbar das Blut ſeiner Verwandten rächen würde: aber doch nahm ſie ſich ſofort wie eine Mutter der Waiſe an, welche die Vorſehung ihrer Obhut anvertraut hatte. In erhabener Erfüllung der hohen Pflicht, welche ihr auferlegt war, nahm ſie die Religion zu Hilfe, um ihrem erlauchten Zögling all den Mut, all die Ergebenheit einzuflößen, welche ihre traurige Lage erforderte; ſie bildete auch Herz und

Geiſt ihrer Nichte gründlich durch einen dem Alter derſelben angepaßten Unterricht; ſie bereitete ſie darauf vor, ohne zu ſtraucheln den Uebergang aus dem tiefſten Unglück zu dem Glück zu vollziehen, welches die Rückkehr in ihre Familie ihr verſchaffen ſollte.

Ach! und dieſe edle Erzieherin gab ſich der ſchönen Hoffnung hin, daß ſie eines Tages dieſes Glück würde teilen können. Sie betrachtete ſich und ihre Nichte nur als Geiſeln, welche die Revolutionsmänner gebrauchten, um ſich den Frieden zu erkaufen, nach dem ſie ſich ohne Zweifel ſehnten; ſie konnte immerhin hoffen, daß ihre Feinde die hohe Stellung vergeſſen hätten, aus der ſie geſtürzt waren, denn die ſpärliche Tafel der beiden Damen war nur mit den derbſten Gerichten beſetzt, und ihre Kleidung, welche noch ärmlicher war, wäre in Fetzen zerfallen, hätte nicht der ſtete Fleiß der Prinzeſſin die Schäden, welche ſich mit der Zeit unaufhörlich einſtellten, ausgebeſſert. So waren mehr als ſechs Monate vergangen, und man war ſchon am Abend des 9. Mai 1794; der neu erwachende Frühling erfüllte die Herzen der erlauchten Gefangenen mit neuen Hoffnungen; ſie ſchmiedeten ſchon Pläne, um ſo bald wie möglich ihr eintöniges Daſein etwas zu erhellen, da plötzlich erinnert ſie das Geklirr von Schlüſſeln an ihr trauriges Geſchick. Männer mit wilden Geſichtern kommen in das Zimmer geſtürzt und befehlen der Prinzeſſin Eliſabeth, ihnen zu folgen. „Was wollen Sie von mir?“ fragte ſie mit engelhafter Stimme. — „Wir ſollen dich fortbringen.“ — „Wohin wollen Sie ſie bringen?“, ruft Prinzeſſin Maria Thereſia mit verzweifelter Stimme. — „Das geht dich nichts an.“ — „Ich will mit ihr gehen, ich will das Schickſal meiner Tante, meiner Freundin teilen!“ — „Mit dir haben wir nichts zu tun, die da wollen wir haben.“ — „Laſſen Sie mir wenigſtens Zeit,

mich anzuziehen," ſagt Prinzeſſin Eliſabeth, welche ſchon ihr Schickſal ahnt. — „Das lohnt ſich nicht der Mühe; aber wenn du einmal dieſe Grille haſt, beeile dich, wir haben es ſehr eilig." Damit zogen ſich die Unmenſchen einen Augenblick zurück.

Dieſe kurze Zeit der Freiheit benutzte die tugendhafte Prinzeſſin, um das Herz ihrer Nichte mit einigem Troſt zu erfüllen, aber dieſe hört ſie kaum, da ſie durch die Befürchtung, daß dieſe Trennung für ewig ſein könnte, wie betäubt iſt. Bald kommen auch die Kerle wieder herein, begierig, ihre Beute zu packen, und fragen, ob ſie endlich fertig ſei. „Laſſen Sie uns nur gehen," ſagt Prinzeſſin Eliſabeth; „wollen Sie aber dieſes unglückliche Mädchen in ihrem Zuſtande allein laſſen?" — „Wir werden die Hausmeiſterin hinaufſchicken" — „Nein, nein, ich habe niemand nötig! ich habe es Ihnen ſchon geſagt: entweder ſollen Sie mich töten, oder nichts wird mich hindern der zu folgen, welche wie eine zweite Mutter zu mir war." Damit wirft ſich die Prinzeſſin vor die Füße von Männern, welche für ſich ſelbſt anzuflehen ſie ſicher für unter ihrer Würde erachtet hätte, und doch kann ſelbſt eine Königstochter durch dieſe flehende Stellung nicht die Herzen der erbarmungsloſen Menſchen rühren: man ſtößt ſie zurück. Da bricht ſie unter der gewaltigen Anſtrengung, welche ſie gemacht hat, zuſammen und ſinkt ohnmächtig in die Arme ihrer Tante, des einzigen Weſens, welches durch dieſe erſchütternde Scene gerührt iſt.

Gleich darauf erſcheint die von einem der Häſcher benachrichtigte Hausmeiſterin. Prinzeſſin Eliſabeth übergiebt ihr ihre junge Freundin, die noch ohne Beſinnung iſt, empfiehlt ſie mit wenigen Worten ihrer Obhut und folgt feſten Schrittes ihren Henkern.

Auch sie wurde, wie die Königin, nach der Conciergerie gebracht. Als sie diesen Ort des Verbrechens betrat, welcher seit einiger Zeit die Stätte aller Tugend geworden war, hoffte sie, ihre Schwägerin wiedersehen zu können, doch mußte sie statt dessen bald das traurige Ende derselben erfahren, wobei ihr eine Vorahnung für ihr eigenes Geschick aufstieg.

Ohne ihr Zeit zu lassen, ihre Gedanken zu sammeln oder ihr Gemüt von der soeben erlebten Schmerzensscene zu beruhigen, unterzog man sie schon an demselben Abend bei verschlossenen Türen einem Verhör, dessen hauptsächliche Punkte ganz fabelhafte Verschwörungspläne waren. Man warf ihr unter andern Verbrechen vor, in der stürmischen Nacht vom 9. zum 10. August bei ihrem Bruder gewesen zu sein, zu Gunsten ihrer Brüder über ihre Schmucksachen verfügt zu haben und tausend andere ähnliche Dinge, welche durch ihre Nichtigkeit hinlänglich bewiesen, daß ihr Tod beschlossen war. Die Prinzessin antwortete auf alle Vorwürfe ihrer Ankläger mit einer Klugheit und Ruhe, welche genügt hätten, um alle weniger voreingenommenen Richter zu überzeugen.

Endlich brachte man sie in ihre Zelle zurück, wo sie sich, in völliger Klarheit über das ihr bestimmte Los, ausschließlich damit beschäftigte, ihre Seele vorzubereiten, in den Schoß ihres Schöpfers zurückzukehren. Da damals in Paris keine einzige äußere Religionseinrichtung bestand, so konnte sie nicht einmal die Hülfe eines republikanischen Priesters erlangen. Daher schöpfte sie, jedes geistlichen Beistandes bar, allein aus ihrer tiefen Frömmigkeit den Trost, welchen ihr die Grausamkeit ihrer Feinde versagte. Nur ein Gedanke störte ihre fromme Ergebenheit: das Schicksal der teuren Wesen, welche sie im Temple hatte zurücklassen müssen; aber bei der Gewißheit, daß sie diese nie wiedersehen werde, richtete

sie ihr Sinnen und Trachten immer wieder auf den Allmächtigen und flehte ihn an, sie bald in Gnaden mit den edlen Opfern zu vereinigen, welche schon vor ihr in das Reich der Herrlichkeit eingegangen waren.

Dieser so ersehnte Augenblick sollte nicht mehr lange auf sich warten lassen. Schon am folgenden Tage, den 10. Mai, erschien sie mit 24 anderen Personen vor dem Blutgerichte. Sie vernahm dort ungefähr dieselben Ankläger, vor denen sie sich tags zuvor in so überlegener Art gerechtfertigt hatte, und wurde, wie sie es erwartet hatte, zum Tode auf dem Schafott verurteilt.

Sie vernahm ihr Urteil mit vollkommener Gemütsruhe; das Einzige, was sie zu schmerzen schien, war, daß auch die 24 Personen, welche man ganz willkürlich mit ihr auf die Anklagebank gepfercht hatte, nach dem blutigen Gebrauche jener Zeit des Blutvergießens und der Trauer ebenfalls samt und sonders verurteilt wurden.

Die blutdürstenden Henker ließen ihre Opfer nicht lange warten. Anklagen, Verurteilen und Vollziehen war damals Sache eines Tages. Die 24 Opfer schritten daher alle vereint zur Richtstätte, fast unmittelbar nach dem Verlassen des Ortes, wo ihr Urteil eben ausgesprochen war, aber infolge einer raffinierten Grausamkeit, welche ganz den Blutmenschen entsprach, die damals Frankreich unter ihrem eisernen Scepter hielten, mußte Prinzessin Elisabeth den Schmerz erleben, daß sie vor sich, einen nach dem andern, die Köpfe von 24 der treusten Untertanen ihres Bruders fallen sah!

Endlich naht auch für sie der schon gar zu sehr verlängerte Todesstreich, und die anbetungswürdige Prinzessin steigt zum Schafott hinauf. Aber bei den wenigen Schritten, welche sie noch von der Ewigkeit trennen, gerät ihr Brusttuch in Unordnung

und fällt vor die Füße des Henkers. Noch ganz von dem Gefühl der Sittſamkeit beherrſcht, welches alle ihre Handlungen im Leben beſtimmte, wendet ſie ſich an den, der ihr den Todesſtreich geben ſoll, und bittet ihn mit flehender Stimme: „Im Namen der Keuſchheit, bedecken Sie meine Bruſt!“ Dies waren die letzten Worte des Weſens, dem Frankreich in glücklicheren Zeiten Altäre errichtet haben würde. Mit ruhiger Würde gewann die Prinzeſſin die Palme des Märtyrertums.

Ludwig XVII.

Den Armen seiner Mutter entrissen, wurde der junge Ludwig XVII. den Händen des berüchtigten Schusters Simon anvertraut, den die Stadtvertretung zu dem Posten des Erziehers und Lehrers des Sohnes ihres ehemaligen Königs erhoben hatte, des Knaben, welcher durch den Tod seines unglücklichen Vaters nunmehr selbst König geworden war. Dieser sogenannte Erzieher war der gemeinste und unflätigste Mensch, den man sich vorstellen kann, und seine Frau, die wie er durch Blut und Wein verroht war, brachte fortwährend mit keifender Stimme anstößige und rohe Redensarten vor.

Man stelle sich, wenn möglich, den Abkömmling so vieler Könige vor, eingesperrt in ein nach allen Seiten den Unbilden des Wetters ausgesetztes Gefängnis, der seinem Alter so notwendigen Pflege beraubt, ohne saubere Wäsche, mit groben Speisen ernährt, welche kaum die Waise eines elenden Bettlers annehmen würde, und man wird einsehen, daß ganz abgesehen von den verborgenen Ursachen, welche in diesem unglücklichen Kinde die Lebensquelle zum Versiegen bringen konnten, die Unsauberkeit seiner Lebensführung allein schon genügt hätte, um

die Hautkrankheit und die Geschwüre zu erzeugen, welche man vor der Oeffentlichkeit als Vorläufer seines Todes hinstellte. Der Prinz hätte nicht, wie seine 6 Jahre 3 Monate ältere Schwester, die Kraft, sein Bett selbst zu machen oder aufzuschütteln, oder sein Zimmer zu fegen. Er hauste also in seinem Schmutz, welchen niemand sich die Mühe nahm, fortzuschaffen. Die groben Gerichte, durch welche er nur notdürftig ernährt wurde, empfing er durch eine Art Drehlade, welche man vor seinem Zimmer und dem seiner Schwester angebracht hatte. Wenn man ihm seine Mahlzeiten brachte, wurde er barsch angerufen, man stellte die Speisen in die Drehlade, und wenn er für den nächsten Tag etwas wünschte, war es seine Sache, auf demselben Wege das Geschirr vom Tage vorher zurückgelangen zu lassen.

In schlau berechneter Grausamkeit, welche ganz der rohen Feinde des Bourbonenhauses würdig war, hatte man dem verbrecherischen Erzieher Ludwig XVII. zu verstehen gegeben, daß er planmäßig die edlen Gefühle seines Zöglings untergraben und neben dieser moralischen Zerrüttung eine unmerkliche Zerstörung seiner Organe und alle möglichen Schädigungen herbeiführen möge, welche auf die Dauer die kräftigste Konstitution vernichten. So sorgte man dafür, daß der Einbildung des Prinzen ausschließlich aufreizende und blutdürstige Bilder geboten wurden, und ließ ihn nur unsaubere Reden hören. Wenn er in augenblicklichem Vergessen seiner Leiden (ein glückliches Vorrecht seines jugendlichen Alters) irgend welche Melodie trällerte rief ihm die Simon zu: „Singe lieber Madame Veto!“ und das unglückliche Kind sang dann gezwungenermaßen die anstößigen Gassenhauer des niederen Volkes gegen die Königin, seine Mutter.

So lange er allein in der elenden Zelle eingesperrt war, welche man als sein Zimmer bezeichnete, war der Prinz zu den schmutzigsten Beschäftigungen gezwungen. Die niedrigsten Verrichtungen wurden ihm anbefohlen, und er hatte diesen Mißhandlungen seines Kerkermeisters nur Thränen entgegenzusetzen. Völlig eingeschüchtert durch die fortwährenden Schimpfworte, zitterte er schließlich schon bei dem Anblick dieses gewalttätigen Menschen, welcher, immer auf höheren Befehl, seine Scheußlichkeiten immer weiter trieb, in der verbrecherischen Hoffnung, in dem Prinzen selbst die geringste Erinnerung an seine frühere Würde zu vernichten und auszutilgen. Obgleich schon sehr ärmlich gekleidet, wurde ihm doch noch eines Tages seine bisherige Kleidung fortgenommen und durch unappetitliche Lumpen ersetzt. Die Simon, welche diese Umkleidung leitete, bezeichnete diesen Akt mit grausamem Spott als „das Spiel vom geplünderten König.“ Um die Umwandlung noch zu vervollständigen, schnitt ihm seine Kerkermeisterin ohne Erbarmen und Gefühl auch die Flut von blonden Haaren ab, welche seine königliche Stirn umspielten, der schönste Schmuck, welcher ihm noch geblieben war, einst das Entzücken seiner hohen Mutter, welche so oft ihre Freude daran gehabt hatte, diese Locken zu flechten. Um dieses gefühllose Verfahren auf die Spitze zu treiben, bedeckte schließlich eines Morgens Simon das Haupt des Prinzen mit einer schmutzigen roten Mütze und sagte dabei spöttisch: „Siehst Du, Capet, so bist Du endlich ein Jakobiner.“

Die unangemessene Behandlung und die schauderhafte Gefängniskost hatten den Körperzustand des Knaben merklich verändert. Wenn man den allerdings sehr verdächtigen Behauptungen Hébert's Glauben schenken darf, durch welche dieser seine zur Besudelung des Rufes der Königin hervorgebrachten

Verleumdungen zu ſtützen ſuchte, ſo hatte man die Schändung des Prinzen ſogar ſo weit getrieben, daß man ihn zum Angeber gegen ſeine eigene Mutter machte; es iſt indeſſen ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe angeblichen Angaben des Prinzen ebenſo auf Lügen beruhten, wie die ganze Anklage überhaupt. Wie dem aber auch ſei, ſeine Züge waren ſichtlich verändert, eine erſchreckende Bläſſe lag auf ſeinem Geſichte, ſein Körper, welcher vorzeitig unter der Laſt der Leiden gebeugt war, verlor von Tag zu Tag mehr ſeine früheren Formen, und man behauptet, daß, wenn der unglückliche Knabe noch länger gelebt hätte, er mißgeſtaltet geworden wäre.

In der Zeit, als der verächtliche Simon an dem Königsſohne ſeine rohe Willkür ausließ, begann der Revolutionswagen in ſeiner wahnſinnigen Fahrt ſelbſt die wüſteſten Vorkämpfer der Demokratie zu zermalmen, und ſo wurde auch Simon eins dieſer Opfer. Man ſollte meinen, daß nun von dieſer Zeit an Ludwig XVII. einige Erleichterung in den Leiden, welche er ſeit der Trennung von ſeiner Mutter erduldete, erfahren hätte. Weit entfernt davon! Die Stadtverwaltung beſtimmte in dem Beſtreben, in dem Sohne das Andenken des Vaters mit Füßen zu treten, als Wächter des Prinzen zwei Beſtien (kann man wohl ſagen: mit Menſchengeſichtern?), welche Tag und Nacht das Kämmerchen bewachten, in dem ihr Opfer ſich aufhielt.

Sobald der Tag zur Neige ging, befahl man ihm, ſich hinzulegen, weil man ihm kein Licht geben wollte. Einige Augenblicke ſpäter, wenn man annehmen konnte, daß das Kind im erſten Schlummer lag, „fürchtete“ einer dieſer Höllenhunde, daß die „Ariſtokraten“ oder vielleicht der Teufel ſelbſt es durch die dicken Gewölbe des Gefängniſſes entführt hätten, und ließ dann die Mauern von den mit dröhnender Stimme hervorgebrachten

Worten ertönen: „Schläfst Du Capet? Wo bist Du?“ — „Hier bin ich“, antwortete dann der Knabe noch schläfrig, aber am ganzen Körper zitternd. — „Komm einmal vor, komm, damit ich Dich sehen kann!“ Der unglückliche Knabe kommt in Schweiß gebadet und halb nackt herbei: „Hier bin ich, was wollen Sie von mir?“ — „Dich sehen; marsch! Du kannst Dich wieder hinlegen; hopp!“ Zwei oder drei Stunden darauf wiederholt der andere Kerl dasselbe Manöver, und das arme Kind muß abermals gehorchen.

Diese schrecklichen Martern dauerten bis zu 9. Thermidor (1795), dem Tage des Sturzes des Tyrannen Robespierre. Erst dann begann Frankreich etwas freier zu atmen, und die Wendung zum besseren, welche jeder Einzelne in seiner Lage verspürte, war bis in die Mauern des Temple merkbar. Die neuen Gewalthaber, wer sie auch sein mochten, mußten notgedrungen in entgegengesetztem Sinne vorgehen, wie ihre Vorgänger, und taten dies auch. Nichts wurde unterlassen, um das Los der Opfer der Revolution zu mildern, und auch das edelste dieser Opfer mußte an diesem glücklichen Wandel Anteil haben. Sorgfältigere Pflege, würdigere und bequemere Kleider, gesündere Nahrung, zweckmäßige Zerstreuung: das waren die Vorteile, welche der junge König aus dem Sturze der Revolutionsherrschaft zog. Die wenigen Personen, welche damit beauftragt waren, für seine Bedürfnisse zu sorgen, erledigten sich ihrer Pflicht mit Eifer, Milde und Menschlichkeit.

Diese Behandlung äußerte bald ihre wohltätigen Folgen sowohl auf das von Natur gute Gemüt des Prinzen, als auch auf seine durch die Mißhandlung seiner ersten Wärter zerrüttete Gesundheit. Die folgende Tatsache wird dafür sprechen, was man von ihm erwarten durfte, wenn er erzogen worden wäre,

wie es seine hohe Stellung erwarten ließ, die ihm der Himmel gegeben, aber die Schlechtigkeit der Menschen geraubt hatte.

Eines Tages pries er sich glücklich, nunmehr in seinem Gefängnis besser behandelt zu werden, und führte zugleich heftig Klage gegen seinen früheren Erzieher Simon, dessen gerechte Bestrafung ihm noch unbekannt war. „Was würden Sie mit ihm tun, wenn Sie jemals wieder den Thron Ihrer Väter bestiegen?“ fragte ihn ein Kommissar. — „Ich würde ihn bestrafen lassen, des Beispiels wegen.“

Es war also nicht Rachegefühl, sondern die innere Ueberzeugung von der verbrecherischen Natur seines Henkers, welche ihn leitete. Er wußte seinen Wert nur zu gut zu schätzen, trotzdem er seit zwei Jahren nur mit Simon verkehrt hatte und nur ihn auf der Welt kannte.

Vor dieser letzten Periode gab es nur ein Gefühl im Herzen des jungen Ludwig: Dankbarkeit, allerdings nicht für das Gute, welches man ihm erwies (der Leser hat sich wohl ein Urteil darüber bilden können, ob er jemals in diese Lage kam), sondern für das Schlechte, welches man ihm nicht erwies. Ohne ein Wort zu sagen, lief er seinen Wärtern entgegen, drückte ihnen die Hand und küßte den Zipfel ihres Rockes; er hätte ihre Liebe gewonnen, wenn das Herz dieser Tiger fähig gewesen wäre zu lieben.

Wir kommen jetzt zu der Zeit, wo Frankreich noch einen König verlieren sollte, und das gerade in einem Zeitpunkte, da die ihm treu gebliebenen Untertanen die Hoffnung schöpften, ihn öffentlich wieder in den Besitz seiner Rechte gesetzt zu sehen.

In der Tat verschlimmerte sich das unbekannte Leiden, an welchem der Prinz litt, plötzlich in so erschreckender Weise, daß man für sein Leben fürchtete, wenn er nicht sofort in ein ge-

ſünderes Gemach übergeführt oder wenigſtens der Aufſicht ſachkundiger Leute anvertraut würde. Eine Ueberführung aus dem Turme wurde allerdings nicht bewilligt, aber man ernannte zur Pflege des Knaben den berühmten Deſſault, welcher ſich ſeiner Pflicht mit allem dem Eifer und der Menſchlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit erledigte, welche die körperliche und ſeeliſche Beſchaffenheit des hohen Kranken erforderte. Deſſault jedoch hatte weder die Ehre, ſeine Kur zu Ende zu führen, noch den Schmerz, ſie ſcheitern zu ſehen; als er am Abend des 2. Juni in ſeine Wohnung zurückkehrte, fühlte er ſich plötzlich von einem Unwohlſein befallen, welches ihn in kürzeſter Zeit dahinraffte.

Dieſer unerwartete Tod gab zu vielen Gerüchten Anlaß, welche aber alle völlig unbeſtimmt ſind. Das am meiſten verbreitete iſt das, welches für den Ruf Deſſault's am ſchimpflichſten iſt. Das Gerede verbreitete ſich nämlich, daß Deſſault, nachdem er ſeinem Patienten ein langſam wirkendes Gift verabfolgt hatte, durch die, welche ihm dieſes Verbrechen befohlen hatten, ſelbſt vergiftet worden ſei. Dieſer Verdacht iſt, was Deſſault betrifft, hinreichend durch ſeinen untadeligen Lebenswandel widerlegt; was den jungen König betrifft, ſo bezeugen die Protokolle der beiden mit der Obduktion beauftragten Aerzte, — wenn man allerdings auf Zeugniſſe, welche unter dem Einfluſſe der damaligen Regierung entſtanden ſind, etwas geben kann —, daß ſie keinerlei Spuren eines gewaltſamen Todes nachweiſen konnten. Die meiſten ſchenkten dieſem ärztlichen Berichte allerdings keinen Glauben; andere, welche zwar an die Wahrheitsliebe der Verfaſſer des Berichtes glauben, erklären das Fehlen von Symptonen, welche das Verbrechen hätten enthüllen können, durch die Art des tödlichen Giftes, welches man nach ihrer Anſicht gegen das koſtbare Leben des königlichen Kindes

angewandt hat. Dieſes Gift iſt nach ihrer Meinung kein anderes, als das, welches durch Ausſchweifungen zerrüttete Lebemänner gebrauchen, um ihre Kräfte wiederzugewinnen, ein um ſo tückiſcheres Gift, als es nur eine Vorwegnahme auf die Zukunft iſt. Nach ihrer Annahme hätte alſo eine zu ſtarke Doſis dieſes Giftes die Zerrüttung des unglücklichen Knaben, deſſen man ſich gern entledigen wollte, beſchleunigt und ihn ſo in die Nacht des Todes getaucht.

Aber wozu ſoll man unnatürliche Urſachen für dieſes ſchreckliche Ereignis ſuchen! Sie würden doch nicht den Haß ſteigern können, welchen alle guten Franzoſen in ihrem Herzen gegen die barbariſchen Verfolger der königlichen Familie hegen. Wenn jene auch nicht zu den angedeuteten Mitteln gegriffen haben, ſind ſie deshalb weniger ſchuldig, ſie, welche durch beiſpielloſe Rohheit und unerhörte Beſchränkungen den Lebenskeim eines Weſens vernichtet haben, welches ebenſo durch ſeine Hilfloſigkeit wie durch ſeine glänzende Herkunft ihnen teuer und heilig hätte ſein müſſen?

Als Todestag Ludwig XVII. wird der 8. Juni 1795 angenommen.

Zwei Sanitätsbeamte, von denen der eine von ihnen Nachfolger Deſſault's als leitender Arzt an dem damals Hospice de l'Humanité genannten Krankenhauſe von Paris, nahmen die Sektion der Leiche vor und verfaßten darüber, wie ſchon oben geſagt, ein Protokoll. Nach der Aufſtellung desſelben wurden die koſtbaren Ueberreſte des Königs in einen Sarg gelegt, von zwei Kommiſſaren unter Begleitung des Polizeioffiziers der Temple-Sektion fortgebracht und ohne Feierlichkeit in Gegenwart der genannten Perſonen auf dem öffentlichen Kirchhofe von St. Marguerite in der St.-Antoine-Vorſtadt beigeſetzt.

Bericht Sevestre's, erstattet im Namen des allgemeinen Sicherheitskomités am 9. Juni 1795.

Seit einiger Zeit litt der Sohn Capets an einer Schwellung am rechten Knie und am linken Handgelenk. Da am 1. Floréal (20. April) sich die Schmerzen mehrten, der Kranke den Appetit verlor und Fieber dazu kam, wurde der bekannte Arzt Dessault beauftragt, ihn aufzusuchen und zu behandeln; seine Geschicklichkeit und Zuverlässigkeit bürgten uns dafür, daß nichts an der von der Menschlichkeit gebotenen Pflege fehlen würde.

Die Krankheit nahm indessen einen sehr ernsten Charakter an. Am 16. d. M. (4. Juni) starb Dessault. Das Komite ernannte für ihn den Arzt Pelletan und ordnete ihm den Chefarzt des Krankenhauses, Dumangin, bei.

Ihre Berichte vom gestrigen Tage, um 11 Uhr morgens verfaßt, enthielten beunruhigende Anzeichen für das Leben des Kranken, und schon um $2^1/_4$ Uhr nachmittags kam die Nachricht vom Ableben des Sohnes Capets. Das allgemeine Sicherheitskomite hat mich beauftragt, Sie davon zu benachrichtigen. Alle notwendigen Feststellungen sind gemacht worden.

Die Protokolle darüber werden dem Archiv einverleibt werden. Der Konvent hat die Veröffentlichung des ärztlichen Berichtes beschlossen.

Bericht über die Sektion des Sohnes des verstorbenen Ludwig Capet, erstattet im Turm des Temple am 21. Prairial (9. Juni) um 11 Uhr vormittags.

Wir Unterzeichneten, Jean-Baptiste-Eugénie Dumangin, Chefarzt am Hospice de l' Unité, und Philippe-Jean Pelletan, Chefarzt des Grand Hospice de l' Humanité, nebst den Bürgern Nicolas Jeanroix, Professor an der medizinischen Akademie von

Paris, und Pierre Laſſus, Profeſſor der gerichtlichen Medicin an der Medizinſchule von Paris, welche wir uns kraft eines Beſchluſſes des allgemeinen Sicherheitskomites des Konvents vom geſtrigen Tage beigeordnet haben, (der genannte Beſchluß iſt unterzeichnet von Bergoing, als Präſidenten, Curtois, Gauthier und Pierre Guyomard, und ordnet die gemeinſchaftliche Sektion der Leiche des Sohnes des verſtorbenen Ludwig Capet und die Feſtſtellung des Zuſtandes derſelben an) — ſind wie folgt verfahren:

Nachdem wir alle vier um 11 Uhr vormittags am äußeren Tor des Temple angekommen waren, ſind wir dort von den Kommiſſaren empfangen und in den Turm geführt worden. Im zweiten Stockwerk haben wir im zweiten Zimmer auf einem Bette die Leiche eines Knaben vorgefunden, welcher ungefähr 10 Jahre alt geweſen zu ſein ſchien, und deſſen Leichnam die Kommiſſare als den des Sohnes des verſtorbenen Ludwig Capet bezeichneten; zwei von uns haben feſtgeſtellt, daß es der Knabe war, den ſie ſeit einigen Tagen in ihrer Behandlung hatten. Die oben bezeichneten Kommiſſare haben uns ſodann erklärt, daß der Knabe am Tage zuvor um 3 Uhr Nachmittags verſtorben ſei. Darauf ſind wir dazu geſchritten, die Todesmerkmale feſtzuſtellen; dieſe beſtanden in allgemeiner Bläſſe, Kälte des ganzen Körpers, Steifheit der Glieder, gebrochnen Augen, bläulichen Flecken, wie ſie ſich gewöhnlich auf der Haut einer Leiche befinden, und beſonders in der Verweſung, welche an der Bauchhöhle, am Scrotum und an der Innenſeite der Schenkel begonnen hatte.

Wir haben ferner, bevor wir zur Oeffnung des Körpers ſchritten, eine allgemeine Magerkeit feſtgeſtellt, wie ſie ſich bei Greiſen findet; der Bauch war außergewöhnlich ſtraff und auf-

gebläht. An der Innenseite des rechten Kniees haben wir bei unveränderter Hautfarbe ein Geschwür wahrgenommen, und auf dem Speichenknochen nahe dem linken Handgelenk ein anderes weniger umfangreiches Geschwür. Das Geschwür am Knie enthielt ungefähr zwei Unzen einer gräulichen, eitrigen und lymphatischen Substanz zwischen der Knochenhaut und den Muskeln; das Geschwür am Handgelenk enthielt eine ebensolche, aber dickere Flüssigkeit.

Bei der Oeffnung der Bauchhöhle ist mehr als ein Liter eitriger, gelblicher und sehr übelriechender Flüssigkeit ausgetreten; die Därme waren gebläht und weißlich und lagen sowohl gegen einander wie auch gegen die Wände der Bauchhöhle; sie waren mit einer großen Zahl verschieden großer Geschwüre bedeckt, welche bei ihrer Oeffnung dieselbe Flüssigkeit aufwiesen, wie sie sich in den äußeren Ablagerungsstellen am Knie und am Handgelenk vorgefunden hatte.

Die Gedärme, welche ihrer ganzen Länge nach geöffnet wurden, waren auf der Innenseite ganz normal und enthielten nur geringe Mengen einer galligen Flüssigkeit. Der Magen wies denselben Befund auf; er lag gegen alle umgebenden Organe, war von außen weißlich und mit lymphatischen Geschwüren übersät, welche denen auf der Oberfläche der Därme glichen, doch war seine innere Haut ebenso wie der Magenausgang und -Eingang normal. Die Leber lag mit ihrer Wölbung gegen das Zwerchfell und mit ihrer Höhlung gegen die Eingeweide, welche sie bedeckt; ihre Substanz war gesund, ihre Ausdehnung normal, und die Gallblase mäßig mit einer dunkelgrünen Flüssigkeit gefüllt. Die Milz, die Bauchdrüse, die Nieren und die Blase waren gesund; das Darmnetz und das Gekröse waren vollständig ohne Fettgehalt und mit lymphatischen Geschwüren

bedeckt, welche den schon erwähnten glichen. Aehnliche Geschwüre befanden sich hier und dort auf dem Bauchfell und bedeckten die Innenseite des Zwerchfells. Dieser letztere Muskel war gesund.

Die Lungen lagen in ihrer ganzen Ausdehnung gegen das Brustfell, das Zwerchfell, und den Herzbeutel und waren gesund und ohne Geschwüre; nur in der Nähe der Luftröhre und des Schlundes befanden sich einige solche. Die Herzbeutel enthielten die gewöhnliche Menge Flüssigkeit; das Herz war weißlich, aber sonst in natürlichem Zustande.

Das Gehirn und die anliegenden Teile waren vollständig normal.

Alle die Störungen, welche wir im einzelnen angeführt haben, sind augenscheinlich die Folge eines scrofulösen Leidens, welches schon lange vorhanden war und wahrscheinlich die Todesursache des Knaben gewesen ist.

Das gegenwärtige Protokoll ist ausgefertigt und vollzogen in Paris, an dem oben genannten Orte, durch die Unterzeichneten, um $4^1/_2$ Uhr Nachmittags unter dem obigen Tage und Jahre.

Gez.: J.-B.-E. Dumangin, P.-J. Pelletan, P. Lassus, N. Jeanroy.

Prinzessin Maria-Theresia-Charlotte,

Herzogin von Angoulême.

Maria-Theresia-Charlotte von Bourbon war am 19. Dezember 1778 geboren. Da sie das erste Kind einer Ehe war, welche ganz Europa mit Freuden begrüßt hatte, so wurde sie unter allgemeiner Begeisterung mit der Bezeichnung „Erste Prinzessin" begrüßt, und die Franzosen, wenn auch in ihrer Hoffnung getäuscht, nach 9 Jahren einen Erben des Thrones und der Herrschertugenden der Bourbonen zu erhalten, brachten ihr schon von dieser Zeit an eine ebenso große Zuneigung entgegen, wie sie sie bis dahin stets in ehrfurchtsvoller Verehrung ihrer Herrscherfamilie gewidmet hatten.

Ihre Güte, Frömmigkeit und leutselige Art gewannen ihr bald vollends alle Herzen; aber ein wie schwacher Damm war dies gegen den Strom der Revolution, dessen wilder Lauf sie noch vor Vollendung ihres 14. Lebensjahres in den Abgrund reißen sollte, der ihre unglückliche Familie verschlang! Mit ihren Angehörigen in den Templeturm eingeschlossen, sah sie diese nach-

einander verschwinden, ohne genaue Kenntnis über ihr Geschick zu erhalten, und war schließlich das einzige von so vielen edlen Opfern, welches wie durch ein Wunder der göttlichen Vorsehung dem Tode entging, der den andern bestimmt war.

Alle Franzosen, in denen noch menschliche Gefühle herrschten, beklagten im stillen die tugendhafte Prinzessin, welche verbrecherischerweise ohne Erbarmen und ohne Grund in schmählicher Gefangenschaft gehalten wurde. Niemand jedoch wagte dieses so natürliche Gefühl auszusprechen, bis am 18. Juni 1795 verschiedene Bürger von Orleans dem Konvente folgende Adresse unterbreiteten:

Bürger und Deputierte!

Während ihr die Fesseln so vieler unglücklicher Opfer einer düsteren und grausamen Politik gebrochen habt, schmachtet ein unglückliches Mädchen, welches zum Leid verurteilt, jedes Trostes und jedes Beistandes beraubt ist und das Teuerste, was sie hatte, beweinen muß, die Tochter Ludwig XVI., in einem schrecklichen Gefängnis.

Als Waise schon früh von bitteren Schicksalsschlägen heimgesucht, von tiefem Schmerz gebeugt, hat sie hart das Unglück gebüßt, so hoch geboren zu sein. Ach! wer sollte sich nicht so vieler Leiden, so vieles Unglückes, ihrer Unschuld, ihrer Jugend erbarmen?

Jetzt, da man endlich, ohne den Dolch des Mörders und das Beil des Henkers zu fürchten, die Stimme der Menschlichkeit hören lassen kann, beantragen wir ihre Freilassung und Auslieferung an ihre Verwandten; denn wer von uns möchte sie wohl ferner dazu verurteilt sehen, eine Stätte zu bewohnen, welche noch von dem Blute ihrer Familie raucht?

Fordern nicht Gerechtigkeit und Menschlichkeit ihre Befreiung? Und was könnte das schärfste, das argwöhnischste Mißtrauen dagegen einwenden?

Kommt, umgebet alle ihr Gefängnis, bildet eine Schar von Getreuen um sie, Franzosen, die ihr noch Gefühl habt, ihr alle, die ihr von dieser unglücklichen Familie Wohltaten empfinget! Kommt, laßt uns unsere Thränen vereinigen, unsere Hände bittend erheben und um die Befreiung dieses jungen, unschuldigen Opfers bitten. Unsere Stimmen werden erhört werden. Ihr werdet sie gewähren, Bürger und Deputierte; ganz Europa wird diesen Entschluß mit Beifall aufnehmen, und dieser Tag wird für uns, für ganz Frankreich, ein Tag der Freude und des Jubels sein!

Wir bedauern, dieser Erklärung nicht die Unterschriften der edelgesinnten Bürger beifügen zu können, welche zuerst ihre Stimmen zu Gunsten der bejammernswerten Waise erhoben.

Dieser, für die damaligen Verhältnisse noch gewagte Schritt, hatte nicht ganz den Erfolg, welchen die mutigen Männer, die ihn getan hatten, davon erwarten konnten. Immerhin erfuhr das Leben der Prinzessin gegen Mitte des Jahres einige Erleichterungen. Sie wurde zwar noch nicht in einer ihrem Range entsprechenden Weise behandelt, erhielt aber auf Befehl der Regierung Wäsche und Kleidungsstücke, welche ihr vorher immer schändlicherweise vorenthalten worden waren. Am Tage vor ihrem Namenstage (14. August des Jahres 1795) erlaubte man Musikanten, die auf einem Boden des Temple-Gebäudes Aufstellung genommen hatten, ihr ein Konzert zu geben, welches aus

*) Unter der Herrschaft Robespierres hatte die Prinzessin nur ein schwarzes Kleid gehabt, welches gänzlich unzureichend war.

Königin Marie Antoinette von Frankreich
mit ihren Kindern.

melancholischen, ihrer traurigen Situation angepaßten Stücken bestand. Dieser unvorhergesehene Beweis von Teilnahme schien das empfängliche und dankbare Herz der Prinzessin wohltuend zu berühren.

Endlich wurde es ihr möglich, ein weniger schmerzliches Dasein zu erhoffen. Man gewährte ihr einige lehrreiche Bücher, um welche sie gebeten hatte; es waren die Briefe der Madame de Sévigné, die der Madame de Maintenon, die Werke Boileau's und Fontenelle's, die Geschichte Frankreichs von Vély ꝛc. Sie verbrachte ihre Zeit teils mit der Lektüre dieser Werke, teils mit Zeichnen und Sticken und mit dem Empfang der erlaubten Besuche, welche ihr fast täglich Madame de Tourzel, Madame de Béthune-Charost und ihre frühere Erzieherin, Madame de Mackau, abstatteten; auch Madame Laurent, ihre Amme, kam häufig zu ihr; sie hatte schon früher vergebliche Versuche gemacht, mit dem Dienste bei der Prinzessin beehrt zu werden, um dieser in der schrecklichen Einsamkeit ihres Gefängnisses dieselben Beweise rührender Liebe geben zu können, wie schon in der frühesten Kindheit.

Einige Tage vorher hatte der Wohlfahrtsausschuß zum Dienste bei der Prinzessin die Gattin des Herrn Bocquet de Chanterenne, des Sohnes eines ehemaligen Advokaten, bestellt. Diese Dame, welche verschiedene angenehme und nützliche Eigenschaften besaß, hatte sich schriftlich um die Ehre beworben und wurde derselben teilhaftig bis zum 18. Dezember um 11 Uhr vormittags, der Stunde, wo Prinzessin Maria-Theresia-Charlotte den Temple verließ, um sich an den Hof Seiner Majestät des Kaisers von Deutschland zu begeben. Es scheint fast, als ob absichtlich der Geburtstag der erlauchten Prinzessin gewählt wurde, um künftig auch der Geburtstag ihrer Wiedergeburt zum Glück zu sein.

Der Minister des Innern, Benezech, holte die Prinzessin ab und begleitete sie ehrerbietig bis zum Ministerhotel; von dort aus begab sie sich nach Basel, wo die verabredete Auswechselung stattfinden sollte; in ihrer Begleitung waren Madame de Soucy, Tochter der Madame de Mackau, und Huë, jener Kammerdiener des verstorbenen Königs, den Clery in seinem „Tagebuch des Turmes des Temple" so ehrenvoll erwähnt.

Wiedergabe der beiden wichtigsten Aktenstücke über die Auswechselung der Prinzessin Maria-Theresia-Charlotte.

Gesetz, betreffend die Auslieferung der Tochter des letzten Königs der Franzosen an Oesterreich, in dem Augenblick, wo die Vertreter des Volkes und andere Gefangene der österreichischen Regierung wieder in Freiheit gesetzt werden.

Den 12. Messidor d. J. 3 (30. Juli 1795).

Der Nationalkonvent erklärt nach Vernehmung des Berichtes des Wohlfahrts- und des Sicherheitsausschusses, daß in demselben Augenblicke, wo die fünf Vertreter des französischen Volkes, nämlich der Minister, die französischen Gesandten*) und die Personen ihres Gefolges, welche an Oesterreich ausgeliefert oder auf Befehl der Regierung dieses Landes festgenommen und festgehalten sind, wieder in Freiheit gesetzt

*) Anmerkung. Die hauptsächlichsten Gefangenen waren: Der Kriegsminister Beurnonville, und die Deputierten Quinette, Camus, Bancal, Lamarque, welche von Dumouriez an den Prinzen von Koburg ausgeliefert worden waren; der Postmeister Drouet war an der flandrischen Grenze gefangen genommen worden und die Gesandten Maret und Sémonville waren in Italien von den Oesterreichern verhaftet worden.

werden und an der Grenze der Republik ankommen, die Tochter des letzten Königs der Franzosen der Person übergeben werden soll, welche die österreichische Regierung zu ihrem Empfange absenden wird. Der Nationalkonvent bestimmt ferner, daß auch die anderen Mitglieder der Familie Bourbon, welche gegenwärtig noch in Frankreich festgehalten werden, das Gebiet der Republik verlassen können.

Der Nationalkonvent beauftragt den Wohlfahrtsausschuß, alle Maßregeln für die Veröffentlichung und Ausführung des vorliegenden Beschlusses zu ergreifen.

Der Nationalkonvent bestimmt, daß der Bericht gedruckt, verteilt, und in seinem ganzen Umfange im Staatsanzeiger veröffentlicht werden soll.

Ges. und gez.: Enjubault;
Verglichen und gez.: J.-B. Louvet (Dep. Loiret), Präsident;
J. Mariette, Delecloi, Sekretär.

Erlaß des Kaisers behufs Auswechselung der Maria-Theresia-Charlotte, Tochter Ludwig XVI.

Mein Hofkriegsrat hat mir Bericht erstattet über Ihr Schreiben vom 15. d. M. und über das dem General Stein von dem General Pichegru übergebene Schriftstück bezüglich der Prinzessin Maria-Theresia, der Tochter Ludwig XVI., meiner Cousine, und anderer Prinzessinnen des Hauses Bourbon. In jeder anderen Lage würden die Bedingungen, welche man an die Freilassung derjenigen Angehörigen dieses unglücklichen Hauses, welche in Frankreich geblieben sind, knüpft, als ganz und gar unannehmbar erscheinen; da es aber nur zu wahr ist, daß ich bei den furchtbaren Katastrophen,

welche in Frankreich einander folgen, nur meine aufrichtige Zuneigung zu meiner Couſine und mein Intereſſe für die Prinzen und Prinzeſſinnen des Hauſes Bourbon befragen darf, und da ich nur an die Gefahren denke, von welchen dieſe unaufhörlich umgeben ſind, ſo erſuche ich Sie, den franzöſiſchen General wiſſen zu laſſen, daß ich im allgemeinen den mir gemachten Vorſchlägen zuſtimme.

Ich habe aber noch einen anderen Vorſchlag, welchen ich an den dem General Stein übergebenen knüpfen möchte; er betrifft die gegenſeitige Auswechſelung der zahlreichen Kriegsgefangenen, mit welcher man ſich trotz meiner wiederholten Anträge noch nicht beſchäftigt hat.

Welche ſorgſame Pflege ich auch, trotz der ſchlechten Behandlung meiner gefangenen Soldaten in Frankreich, den franzöſiſchen Gefangenen in meinen Staaten habe zu Teil werden laſſen, obgleich ſie in Provinzen untergebracht ſind, wo Lebensmittel im Ueberfluß vorhanden ſind, obgleich man ihnen pünktlich und bar ihre Koſtgelder zahlt und ihnen alles antut, was Religion, Menſchlichkeit und die dem Unglück gebührende Nachſicht gebietet, empfinden ſie nichtsdeſtoweniger eine Menge von Leiden, welche mit ihrer Lage untrennbar verbunden ſind, und zu denen ſich noch der Gedanke geſellt, daß ſie in fremden Landen von denen verlaſſen ſind, für welche ſie gekämpft haben, daß ſie ihre Angehörigen nicht mehr wiederſehen werden, daß ſie unter dem Unglück und dem Zufall des Krieges unverdient zu leiden haben und daß ihre Eigenſchaft als Gefangene, die bisher nur als ein um ſo größerer Anſpruch auf die Fürſorge der, für welche man ſich geopfert hat, angeſehen wurde, in dieſem Falle nur ein Grund zur Undankbarkeit zu ſein ſcheint.

Ich will nicht, daß man mich einer Verletzung des Völkerrechtes bezichtige, durch welche die Gefangenschaft so vieler unglücklicher Kriegsopfer verlängert wird, und ich muß um so mehr alle Mittel suchen, meinen treuen Soldaten die Freiheit wiederzugewinnen, als sie in einem Lande gefangen sind, wo sie, wie jedermann weiß, gezwungenermaßen alle die Leiden ertragen müssen, gegen welche sich nicht einmal die eigenen Bewohner des Landes schützen können.

Ich erwarte sofortige Nachricht über die Antwort, welche Ihnen auf meinen Vorschlag zu Teil werden wird, um dann im Einzelnen die nähere Ausführung des von dem General Pichegru gemachten Vorschlages zu beraten, was, wie ich glaube, keine Schwierigkeiten bieten wird.

Diese Unterhandlungen dauerten schon seit dem letzten Juli; der österreichische Hof hatte zuerst als Lösegeld für die Prinzessin eine beträchtliche Summe geboten, welche aber von der französischen Regierung zurückgewiesen worden war. Endlich jedoch wurde in den ersten Dezembertagen die vorgeschlagene Auswechselung angenommen und nicht lange darauf ins Werk gesetzt.

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS

WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

MAY 2 1940

LD 21–100m-7,'39(402s)

(K5.52) YC 74150

537357

DC 137
.07
C65

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY